

FREI UND DOCH GEFESSELT

Wolfgang Bühne

HRSG.

Wolfgang Bühne HRSG.

FREI UND DOCH GEFESSELT

Frei und doch gefesselt

Wolfgang Bühne

Taschenbuch, 144 Seiten

Format: 10 x 15 cm

Artikel-Nr.: 256417

ISBN / EAN: 978-3-86699-417-1

WOZU lebe ich? WOHER komme ich und WOHN
gehe ich? Bin ich hineingeworfen in das Leben –
zum Dasein verflucht? Fünf Lebensschicksale
geben eine Antwort:

BENEDIKT reiste nach Indien, mietete am Fuß des
Himalaja ein Haus und schien, mit reichlich Geld
und Drogen versorgt, zunächst am Ziel seiner
Träume zu sein.

KURT brannte als Junge zu Hause durch und
landete auf der Suche nach dem totalen Kick
zunächst in der Fremdenlegion.

GITTI ist leidenschaftliche Bergsteigerin –
zielstrebig, aber auch rücksichtslos – und lernt
sowohl die Faszination der Berge als auch die
Niederungen der Moon-Sekte kennen.

ALI war islamischer Priester und Stolz seiner...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder
diesen Artikel verschenken möchten, können Sie
diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich
erwerben, solange verfügbar.

[Artikel ansehen auf clv.de](#)

Wolfgang Bühne (Hrsg.)

Frei und doch gefesselt



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

1. Auflage 2022

(Zusammenstellung von Texten aus den früheren
Titeln »Die Fessel der Freien« und »Zum Leben befreit«)

© 2022 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Satz: CLV

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 256417

ISBN 978-3-86699-417-1

**4 ENDE EINER ILLUSION
AM FUß DES HIMALAJA**

Benedikt Peters

22 DESERTEUR DES LEBENS

Kurt Becker

49 »JEDER HAT SO SEINEN VOGEL ...«

Gitti Niederseer

90 VON MOHAMMED ZU CHRISTUS

Ali Çobanoğlu

112 KALTES HERZ

Andreas Lindner

**137 WIE DUMM MUSS MAN SEIN,
UM GLAUBEN ZU KÖNNEN?**

Wolfgang Bühne



ENDE EINER ILLUSION AM FUß DES HIMALAJA

BENEDIKT PETERS

»AHL-UL-KITAB« – »Volk des Buches« – dieses arabische Wort gebraucht ein Muslim, wenn er von den Christen redet.

Ich hätte nie gedacht, dass ich auch einmal zum »Volk des Buches« gehören würde. Doch die Bibel, das Buch der Bücher, hat schließlich mein Leben verändert und geprägt.

In Finnland – also in einem Land, in dessen Familien es bis vor wenigen Jahren noch üblich war, eine Bibel im Haus zu haben und ab und zu auch darin zu lesen – bin ich geboren und aufgewachsen. Allerdings hatte meine Familie keine Beziehung mehr zur Bibel.

Als ich dann aber aus Anstandsgründen trotzdem konfirmiert werden sollte – wir waren inzwischen in

die Schweiz gezogen –, hatte ich eigentlich schon eine klare Entscheidung getroffen. Bei der Konfirmation sollten wir eine Art Treuegelöbnis ablegen, dass wir unser weiteres Leben unter der Führung Jesu Christi gestalten wollten. Allerdings brauchten wir damals unser Versprechen nicht laut auszusprechen, denn dann hätte ich wahrscheinlich gelogen, sondern wir konnten still für uns selbst auf die Frage des Pfarrers eine Antwort geben.

Ich habe damals aus voller Überzeugung geantwortet: »Nein, das will ich nicht. Ich habe kein Interesse daran, Jesus nachzufolgen.«

Natürlich ließ ich mich trotzdem konfirmieren, aber die Konfirmation war für mich die Abschiedsfeier von aller Religiosität und vom Christentum. In den folgenden 4 bis 5 Jahren habe ich keine Bibel mehr angerührt und an keiner christlichen Veranstaltung oder sonst einer Sache, die irgendetwas mit dem Christentum zu tun hatte, teilgenommen.

Nachdem ich mein Abitur hinter mich gebracht hatte, wollte ich endlich einmal die Welt kennenlernen. In der Schweiz, so meinte ich, war alles so kleinkariert, verklemmt, viel zu genau, zu ordentlich und zu geregelt. Ich wollte frei sein und glaubte, dass Freiheit darin besteht, tun und lassen zu können, was

man will. Und das war meiner Überzeugung nach nur in einem Land möglich, wo man nicht alles so genau nimmt, wo man nicht arbeiten muss und wo man die Dinge bekommt, die man genießen möchte.

Für mich gab es nur ein Land, das infrage kam: Indien, das gelobte Land. Bereits ein Jahr vor meiner Abreise dorthin hatte ich mich oft mit meinem Freund getroffen und dann haben wir uns in den schillerndsten Farben ausgemalt, wie es dort sein würde. Wir träumten davon, irgendwo am Fuß des Himalaja, wo es ruhig ist und die Menschen zufrieden sind, ein Haus für uns zu haben, genügend Geld, um nicht arbeiten zu müssen, und vor allem ausreichend mit Drogen versorgt zu sein, die wir damals nahmen, weil wir das Leben sonst nicht ertragen hätten.

Nun, das waren schöne Träume und meistens gehen Träume nicht in Erfüllung. Aber das Erstaunliche war, dass unser Traum buchstäblich in Erfüllung ging.

Es kam der Tag, an dem ich im friedlichen Indien, am Fuß des Himalaja in einem gemieteten Haus wohnte. Ich hatte genügend Geld, um auch längere Zeit nicht arbeiten zu müssen, und hatte vor allem die Drogen. Nun war ich am Ziel meiner Träume und hätte eigentlich der glücklichste Mensch auf Erden sein müssen. Aber weit gefehlt! Mit der Erfüllung meiner

Träume hatte ich alle Illusionen verloren. Damals fühlte ich mich unglücklicher als je zuvor.

In der ersehnten Abgeschiedenheit am Fuß des Himalaja wurde mir bewusst, dass ich alles hatte, was ich jemals wünschte, mir aber dennoch genau das fehlte, wonach ich mich sehnte: Glück und Zufriedenheit.

Beim Grübeln über dieses Problem kam mir der Gedanke: Mit dem Glück in Indien hat es nicht geklappt, also musst du die Sache ganz anders anpacken. Du fährst zurück in die geordnete Schweiz, hörst mit den Drogen auf, gehst einer anständigen Arbeit nach, heiratest und wirst einfach ein normaler Bürger. Wahrscheinlich ist das der Weg zur Zufriedenheit.

Gedacht, getan. Ich kehrte in die Schweiz zurück, hörte auf, Drogen zu nehmen, und ging einer ehrbaren Arbeit nach. Und doch, im Herbst 1971, einige Monate bevor ich 21 Jahre alt wurde, stand ich auf dem Balkon unseres Hauses und verfluchte den Tag, an dem ich geboren wurde.

Ich habe nicht mit Gott gehadert, denn ich glaubte nicht an ihn, aber ich fand es empörend, dass ich existierte. Warum musste ich auf der Welt sein, ohne dass ich gefragt wurde und ohne dass ich zu meinem Dasein die Zustimmung gegeben hatte?

Ich empfand das Leben als eine unerträgliche Last und so stand ich auf diesem Balkon und dachte: Wenn ich nur nicht existieren müsste, wenn ich aus diesem unsinnigen Leben aussteigen könnte, einfach nicht mehr da wäre!

Hätte ich mehr Mut besessen, dann wäre ich aus dem 3. Stock hinuntergesprungen, um mir das Leben zu nehmen. Aber eine Überlegung hielt mich zurück: Wenn ich hinunterspringe, dann ist wohl mein Körper zerstört, der mir eigentlich bisher wenig Probleme bereitet hat, denn ich bin weder krank, noch leide ich an einem körperlichen Mangel. Aber was ist mit meinem Ich, mit meiner Persönlichkeit, die mir die Konflikte bringt: Ist sie dann auch vernichtet oder existiere ich dann weiter?

Diese Unsicherheit ließ mich zögern.

Während dieser Zeit, als ich an meinem Dasein verzweifelte, kam ein alter Freund zu mir, der früher im selben Stil gelebt hatte wie ich. Ich hatte ihn über ein Jahr nicht mehr gesehen und als er zur Tür hereinkam, erkannte ich, dass er sich völlig verändert hatte. Er strahlte eine Lebenshaltung aus, die mir völlig unbekannt war. Es dauerte nicht lange, bis er das Geheimnis seiner Veränderung lüftete: Er hätte begonnen, die Bibel zu lesen, und folge nun Gott nach, der ihm ein

neues Leben geschenkt habe. So etwa drückte er sich aus. Und dann gab er mir ein Neues Testament und sagte: »Lies darin!«

Die veränderte Lebenseinstellung meines Freundes bewirkte, dass ich neugierig wurde und nun anfang, in einem Buch zu lesen, das mir bisher immer unerträglich langweilig schien. Zum ersten Mal in meinem Leben las ich freiwillig und mit Interesse im Neuen Testament. Ich begann mit dem Matthäus-Evangelium und während ich las, wurde ich von dem Inhalt eigenartig gepackt. Dieses Buch beinhaltete etwas, was ich bisher noch nicht gehört oder gelesen hatte, obwohl ich nicht genau hätte definieren können, was mich an diesem Buch so anzog. Und so las ich einfach weiter, bis ich an die Stelle in Matthäus 11,28 kam: *»Kommt her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben.«*

Von diesen Worten Jesu fühlte ich mich unmittelbar getroffen. Ich hatte keine Erklärung dafür, war aber völlig überzeugt: Ja, das stimmt!

Ich las weiter: *»Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen.«*

Genau das suchte ich doch: Ruhe, Zufriedenheit, Erfüllung, Frieden. Ich dachte, wenn das stimmt, dann

will ich von diesem Jesus lernen! Ich will weiter lesen, was Er sagt, und dann tun, was Er gebietet.

Zu diesem Zeitpunkt wollte ich meine Arbeitsstelle wechseln und hatte mich bei einer neuen Firma in St. Gallen vorzustellen. Vor dem Vorstellungsgespräch hatte ich noch eine Stunde Zeit und so ging ich ein wenig spazieren und wurde mächtig von dem prächtigen Dom dieser Stadt angezogen. Da ich dachte, dass dieser Bau ein besonders geeigneter Platz zum Bibellesen sei, ging ich dort hinein, setzte mich auf eine Kirchenbank und las im Johannes-Evangelium. Und während ich dort las, wurde mir mit einem Mal deutlich: Gott existiert, Gott ist! Dieses Bewusstsein hat mich so überwältigt, dass ich dort auf die Knie ging. Es war mir egal, ob dort Leute waren, die mich belächeln konnten, oder nicht, ich betete nur den kurzen Satz: O Gott, vergib! Mehr nicht. Danach stand ich von meinen Knien auf, setzte mich und hatte irgendwie die Gewissheit, dass Gott mein Gebet erhört und mir vergeben hatte.

Während ich dort saß, lief in Gedanken mein vergangenes Leben an mir vorüber. Ich hatte Gott gelehnet und so gelebt, als ob ich selbst Gott wäre. Ich erkannte, wie völlig verkehrt mein bisheriges Leben war, und konnte Gott in Bezug auf meine Vergangenheit nur sagen: »Vergib!«

Das war meine erste wirkliche Begegnung mit dem lebendigen Gott.

Mit diesem Gott, der mir dort begegnet war, wollte ich nun leben. Ich wollte Ihn noch besser kennenlernen und mein Leben ganz auf Ihn ausrichten. Und so las ich weiter in der Bibel und besorgte mir auch andere Literatur, um mehr über Gott zu erfahren. Weil ich es nicht besser wusste, habe ich Bücher über den Hinduismus gelesen, die Reden des Buddha studiert und angefangen, den Koran zu lesen. Alles mit dem aufrichtigen Wunsch, Gott besser kennenzulernen.

Damals war ich viel mit meinem Freund Peter zusammen, der die gleichen Fragen hatte wie ich. Gemeinsam suchten wir die verschiedenen Kirchen auf und hörten mal eine katholische und dann eine evangelische Predigt. Wir lasen zusammen in der Bibel und tauschten uns darüber aus.

Die Beschäftigung mit den verschiedenen Glaubensgemeinschaften und Religionen hat damals zumindest etwas dazu beigetragen, unserem Leben einen gewissen Inhalt zu geben.

Allerdings wurde uns dann bald wieder einmal bewusst, dass die Leute in der Schweiz viel zu materialistisch eingestellt sind. Wir wollten wieder nach Indien gehen, weil wir überzeugt waren, dass dort

die Menschen viel geistlicher und spiritueller waren. Wir hatten uns vorgenommen, in Indien einen geistlichen Meister, einen Guru zu suchen, der uns helfen würde, mit der Gottheit vereinigt zu werden. Und das war nach hinduistischer Lehre nur durch einen Mittler möglich, durch einen Guru, der selbst schon das völlige Gottesbewusstsein verwirklichte. In der Schule eines solchen Meisters wollten wir lernen.

So war es für uns selbstverständlich, auf unsere Reise nach Indien ein Neues Testament, die Reden des Buddha und die Bhagawadgita mitzunehmen.

Zunächst kamen wir nur bis nach Pakistan, wo wir bleiben mussten, weil der Krieg zwischen Indien und Pakistan ausgebrochen war.

Wenn wir uns dort in die religiösen Bücher vertieften, betete ich immer wieder: »O Gott, zeige mir den rechten Weg!« Ich war nicht sicher, ob letzten Endes in allen Büchern dasselbe stand und ob es vielleicht egal ist, welche Religion man vertritt, wenn man nur seine Sache aufrichtig und ernst verwirklicht. Deshalb war mein Gebet zu Gott um klare Wegweisung sehr ehrlich gemeint. Ich suchte Gewissheit.

Gott erhört unsere Gebete oft auf erstaunliche Weise, und manchmal benutzt Er sogar einen Diebstahl dazu.

Wir waren in die Stadt zum Einkaufen gegangen und hatten draußen vor der Stadt, an einem – wie wir glaubten – sicheren Ort unser Gepäck versteckt. Aus irgendeinem Grund bin ich noch einmal zurückgegangen und habe aus meinem Gepäck das Neue Testament herausgenommen. Sonst nichts.

Als wir abends aus der Stadt zurückkamen, stellten wir fest, dass man unser ganzes Gepäck gestohlen hatte. Mein einziger übrig gebliebener Besitz war nun das Neue Testament!

Zuerst habe ich mich sehr über den Diebstahl geärgert und sofort meinem Bruder in Schweden einen Brief geschrieben mit der Bitte, mir die gestohlenen Bücher zu besorgen und zu schicken. Aber als ich nach dem ersten Ärger ein wenig zur Ruhe und zum Nachdenken kam, fragte ich mich, ob mir Gott vielleicht etwas dadurch sagen wollte, dass ich nur noch ein Neues Testament als Lektüre besaß.

Bald lernten wir in Pakistan überzeugte Christen kennen, die uns zu ihren Zusammenkünften einluden. Im Zusammenleben mit diesen Christen habe ich immer mehr von der biblischen Botschaft gehört und hatte Zeit, etwa ein Jahr lang intensiv die Bibel zu lesen. Dort reifte in mir der feste Entschluss: Ich will nur Jesus Christus folgen und keinem anderen Religionsstifter.

Dort in Pakistan traf ich übrigens auch jenen alten Freund aus der Schweiz, der mir damals das Neue Testament geschenkt hatte. Da wir beide von ganzem Herzen Jesus nachfolgen wollten, blieben wir zusammen, lebten bei den pakistanischen Christen und lasen eifrig in der Bibel. Wir gewöhnten uns daran, jeden Morgen »Stille Zeit« zu halten, und hatten abgemacht, dass derjenige, der zuerst wach wurde, den anderen zu wecken hatte. Abwechselnd lasen wir dann die Bibel und zwar genau die Seite, die beim ersten Griff aufgeschlagen wurde. Es war unser aufrichtiger Wunsch, von Gott unmissverständliche Anweisungen zu bekommen, die wir kompromisslos befolgen wollten.

Eines Morgens schlugen wir Matthäus 10 auf, wo Jesus seine Jünger aussendet und ihnen in Vers 9 sagt: *»Verschaffet euch nicht Gold noch Silber noch Kupfer in eure Gürtel.«* Also kein Geld besitzen! *»... keine Tasche auf dem Weg, noch zwei Leibröcke, noch Sandalen, noch einen Stab.«* Also nur ein Gewand und barfuß!

Unsere Reaktion darauf war folgende: Wir nahmen unsere Schuhe und warfen sie weg, weil wir Gott gehorchen wollten. Mit der Kleidung hatten wir keine Probleme, weil wir nur noch das besaßen, was wir auf dem Leib trugen. Ich hatte nur eine einzige Sorge:

der Besitz von etwa 100 Dollar in Reiseschecks. Wir grübelten, was wir nun mit diesem Geld machen sollten. Schließlich kam uns der Gedanke, dass wir diese Schecks in pakistanische Rupien wechseln wollten, um diese Rupien dann in Karatschi an die vielen Bettler zu verteilen.

Wir zogen nun per Anhalter los und übernachteten in einer Moschee. Ein solches Gebäude ist zum Schlafen gut geeignet, weil dort Matten sind, auf denen man liegen kann, und weil man ein Dach über dem Kopf hat.

In dieser Nacht haben wir offensichtlich sehr gut und tief geschlafen, denn als wir aufwachten, waren wir unsere Sorgen los: Unser Geld und auch unsere Pässe hatte man gestohlen!

Als wir darauf zur Polizei gingen, hatte man dort schon unsere Pässe abgeliefert, aber das Geld war weg und wir freuten uns darüber und haben Gott auf den Knien dafür gedankt, dass Er uns die Last des Geldes abgenommen hatte!

Unser Wunsch war, alles zu tun, was Er uns sagen würde, und so haben wir uns auch an die Worte Jesu erinnert: *»... der Arbeiter ist seines Lohnes wert ... und in welche Stadt irgend ihr eintrtet, und sie euch aufnehmen, da esset, was euch vorgesetzt wird ...«* (Lukas 10,7-8).

Wir haben uns damals gesagt, wenn wir uns auf Jesus Christus und Sein Wort verlassen, dann wird Er uns auch versorgen, wenn wir kein Geld haben.

So entschlossen wir uns, wohl Essen, aber kein Geld von unseren Gastgebern anzunehmen. Rückblickend kann ich nur sagen, dass Gott mit unserem Unverstand und unserer Unwissenheit große Geduld hatte und uns wunderbar versorgt hat. Während dieser Zeit haben wir wertvolle Erfahrungen mit den Verheißungen und der Treue Gottes gemacht.

Einmal waren wir per Anhalter unterwegs und hatten abends in irgendeinem Palmenhain übernachtet. Am nächsten Morgen ging es wieder weiter, ohne dass wir ein Frühstück hatten. Während der Mittagshitze ruhten wir uns im Schatten aus, um dann um 15 oder 16 Uhr weiterzumarschieren. Während wir uns ziemlich hungrig durch die Gegend schleppten, kam plötzlich ein Mann auf uns zu, winkte uns zu sich und lud uns ein, an einem für zwei Personen reich gedeckten Tisch Platz zu nehmen. Dieser Mann sprach nicht viel, er sagte nur: »Esst!« Und als wir ausgiebig gespeist hatten, verabschiedete er sich mit den Worten: »Auf Wiedersehen, macht's gut!«

Wir zogen dann weiter in dem freudigen Bewusstsein, von Gott versorgt worden zu sein.

Beide hatten wir bisher gelernt, dass Christsein beinhaltet, Jesus Christus nachzufolgen. Aber wir merkten bald, dass noch eine Menge mehr dazu gehörte. So wurde uns beiden zur Not, dass wir wohl in der Lage waren, rein äußerliche Dinge wie Barfußgehen usw. zu befolgen, andere Gebote Jesu uns aber sehr viel Mühe machten.

Ich merkte zum Beispiel, dass ich meinem Freund gegenüber oft sehr ungeduldig, gereizt und unwillig war. Alle Versuche, mich zu ändern, schlugen fehl und ich wusste, dass mein schlechtes Verhalten Sünde war, denn so hatte mein Heiland und Herr nicht gelebt.

Schließlich wurde die in uns wohnende Sünde zu einem solchen Problem, dass wir beschlossen, 10 Tage lang zu fasten, um »richtige« Christen zu werden. Jesus hatte zwar 40 Tage lang gefastet, aber das war uns doch ein bisschen zu viel. So haben wir eine kleine Hütte aufgesucht und angefangen zu »fasten« – nichts zu essen und nichts zu trinken.

Nun, am dritten Tag wurde ich ohnmächtig und als ich wieder zu mir kam, meinte mein Freund: »Wäre es nicht besser, wenn wir wenigstens ein wenig Wasser trinken würden?«

In den folgenden sieben Tagen haben wir dann doch etwas Wasser getrunken, aber nichts gegessen.

Während wir fasteten, haben wir uns in zwei Bücher vertieft. Wir hatten beschlossen, nur die Offenbarung und das Buch von Thomas a Kempis »Nachfolge Christi« zu lesen. In diesen zehn Tagen habe ich beim Lesen der Offenbarung kaum etwas begriffen. Nur eines wurde mir klar: Es gibt ein ewiges Schicksal des Menschen, entweder in der Herrlichkeit Gottes oder in der ewigen Verdammnis. Und dann waren mir in der Offenbarung einige Worte, die sich wiederholten, in die Knochen gefahren. Immer wieder war die Rede von solchen, die »überwinden« und die dafür eine wunderbare Zusage erhielten. Ich fragte mich: »Gehöre ich zu denen, die bis zum Tod treu bleiben, die Christus um jeden Preis festhalten?«

Die Antwort auf meine Frage bekam ich nicht während der Fastenzeit, aber ich brauchte nicht mehr lange darauf zu warten.

Nach den zehn Tagen gingen wir ziemlich ernüchtert wieder zu unseren pakistanischen Freunden.

In einer der folgenden Nächte konnte ich nicht einschlafen, sodass ich aufstand und aufs Feld hinausging. In dieser Nacht wurde mir mit einem Mal alles klar. Ich verstand plötzlich Bibelverse, die ich oft gelesen, aber nie begriffen hatte. Was meine letzte Frage betraf, kamen mir die Worte Jesu in den Sinn:

»In der Welt habt ihr Drangsal, aber seid guten Mutes, ich habe die Welt überwunden« (Johannes 16,33).

Mir wurde klar, dass ich all das, was Gott von dem Menschen fordert, niemals erfüllen kann und dass es mir unmöglich ist, in eigener Kraft Jesus nachzufolgen. Und weil ich das nicht kann, musste Jesus Christus für mich in den Tod gehen. Er starb für meine Sünden und für meine Unfähigkeit, überhaupt etwas Gutes tun zu können!

In dieser Nacht bin ich dort auf dem Feld auf meine Knie gegangen und habe Jesus Christus gebeten, dass Er mein Leben in Seine Hand nehmen, ja, dass Er in mein Leben kommen möge, um mich zu führen und an das Ziel zu bringen: »Du allein kannst überwinden – ich kann es nicht.«

In dieser Nacht, irgendwann im Januar 1973, bin ich ein Kind Gottes geworden.

»So viele ihn aber aufnahmen, denen gab er das Recht, Kinder Gottes zu werden, denen, die an seinen Namen glauben« (Johannes 1,12).

Dort habe ich den Sohn Gottes in mein Leben aufgenommen und Ihm die Herrschaft und Führung meines Lebens übergeben. Von diesem Tag an wusste ich, dass ich durch Gottes Gnade ewiges Leben hatte. Wenige Tage später hörte ich die Predigt eines

Amerikaners, der in Indien arbeitete, mit dem Thema Heilsgewissheit. Seitdem habe ich nie mehr daran gezweifelt, dass ein Kind Gottes ewiges Leben besitzt.

Diese völlige Gewissheit des ewigen Lebens hat mir dann auch eine große Freude gegeben, von nun an diesen wunderbaren Herrn zu bezeugen und Ihn unter den Menschen bekannt zu machen. Ich habe damals in Pakistan, Indien und Bangladesch mit sehr vielen Hindus und Muslimen gesprochen und durfte bei einigen erleben, dass sie auch zum Glauben kamen und erfuhren, dass Jesus Christus ewiges Leben, Ruhe und Frieden schenkt.

Nachdem ich zweieinhalb Jahre in Pakistan und Indien gelebt habe, bin ich wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Inzwischen bin ich mit Helen, einer Schweizerin, verheiratet und Gott hat uns vier Kinder geschenkt. Wir freuen uns, gemeinsam unseren Herrn lieben und Ihm leben zu dürfen.

Die Bibel, die ich damals in Pakistan lieben und schätzen lernte, ist mir seitdem immer kostbarer geworden.

Damals in Indien, als ich noch jung im Glauben war, habe ich das Verlangen nach mehr Glauben verspürt und oft gebetet: »Lass mich Dich doch einmal

sehen, damit mein Glaube wächst und meine Zweifel an Deiner Macht schwinden!« Ich bin dankbar, dass Gott mir dieses Gebet nie erhört hat, denn ein solches Erlebnis hätte meinen Glauben nicht vergrößert, sondern mich im Gegenteil abhängig von Dingen gemacht, die man sehen kann. Es gibt nur zwei Dinge, die den Glauben nähren und stärken, und das sind Gottes Wort und ein gehorsames Herz.

Je länger und intensiver ich in diesem wunderbaren alten und doch stets aktuellen Buch gelesen habe, je mehr kann ich frohen Herzens bestätigen, was der Psalmdichter vor Jahrtausenden über das Wort Gottes ausgesagt hat: »*Ich freue mich über dein Wort wie einer, der große Beute findet.*« »*Wohlgeläutert ist dein Wort und dein Knecht hat es lieb*« (Psalm 119,162 + 140).

*Ich grub so viel mit meinem Spaten
und immer war es Wüstensand
bis ich an jenes Buch geraten,
darin ich Gold und Silber fand.
Auf alle meine tausend Fragen
gab Antwort mir das weise Buch,
hat um mein kaltes Herz geschlagen
den Frieden, wie ein warmes Tuch.
(H. Dannenbaum)*



DESERTEUR DES LEBENS

KURT BECKER

Mein Name tut nichts zur Sache, denn diejenigen, die mich mit meinem Namen rufen, kann ich hier nicht hören; und die Leute, die ich höre, rufen mich nicht mit meinem Namen. Mein Alter wäre eine Lüge, denn die Winter, die ich erlebte, waren kälter, die Sommer heißer, die Herbste länger und die Frühlinge kürzer, als Jahreszeiten sind.

Meine Heimat suchte ich dort, wo die Sonne aufgeht. Aber kaum glaubte ich mich am Ziel, so verschwand sie am Horizont und ließ mich weiterirren in finsternen Nächten. Nun aber ist der Kreis geschlossen, und ich stehe wieder am Anfang.

Meine Füße sind wund von den Steinen, an die ich stieß, und meine Hände sind von einem elenden Aus-

schlag befallen, infiziert von den Dingen, die ich berührte, als ich blind nach dem Licht tappte.

Ich fühle mich müde, nur meine Gefühle sind unruhiger als je zuvor, denn ein Herz braucht länger, um zu sterben, auch wenn es eiskalt geworden ist.

Kein Tag verging, an dem ich nicht das Unrecht, die Gewalt, die Phrase und die Lüge triumphieren sah; und obwohl es mir gelang, mich von dem Hass als einem unreinen Gefühl frei zu halten, so spürte ich doch, wie sich die Zerstörung in meiner Seele langsam ausbreitete.

Ich bin Fremdenlegionär!

Der Vertrag fordert fünf Jahre Gehorsam, mit Ehre und Treue bis zum Tod. Meine eigene rechte Hand, wer immer sie auch führte, hatte mich verkauft.

Was bewegt einen Menschen dazu, in einem fremden Land, unter fremdem Namen, einer fremden Nation zu dienen und bereit zu sein, für sie zu sterben?

Die schwerste Strafe in der Legion trifft den Deserteur. Aber in Wirklichkeit ist jeder Legionär ein Deserteur, ein Deserteur des Lebens! Jeder Legionär hatte schon einen Sprung in dem Kristall seines Lebens, bevor er zur Legion ging. Durch die Legion aber wurde dieser Sprung zu einem Riss, den meist nichts mehr kitten kann als nur der Tod.

Wir alle waren auf der Flucht – vor irgendetwas davongelaufen. Die einen vor Freiheitsstrafen oder finanziellen Schwierigkeiten, die anderen vor familiären oder sonstigen Problemen. Oder man flüchtete vor dem grauen Alltag! Eines aber hatten wir alle gemeinsam: Wir waren auf der Suche nach irgendetwas.

Leider fragen sich nur sehr wenige, was sie denn finden wollen. Und so greift man nach den erstbesten Dingen, die sich bieten, um den großen Durst zu stillen. So macht sich der Legionär das Leben leichter – und gleichzeitig schwerer.

Ich war an dieses Seil gefesselt. Ich weiß, wie tief es einschneidet und wie fest die anderen die Knoten ziehen ... Aber ich sah auch, wie jeder Neuankömmling eine Frische mit sich brachte. Wenn ich auch bei vielen lange danach suchen musste, so gelang es mir doch immer, eine Spur Menschlichkeit an ihnen zu entdecken. Ich freute mich so sehr darüber, dass es mich echt bestürzte, feststellen zu müssen, wie diese Züge immer mehr schwanden – bis ihr Ausdruck tot erschien, bis ich mich fragte, ob sie denn noch sie selbst waren oder nur eine Maschine, die jene Dinge erledigte, für die sie zusammengebastelt wurde. Vollautomatisch und zu jeder Zeit funktionsfähig – so lange, bis sie kaputtgeht.

Als ich anfang, über diese Dinge nachzudenken, begann ich, mich vor mir selbst zu fürchten.

Ich wollte aussteigen. Aber wie?

Zu diesem Zeitpunkt erlebte ich die sieben vergangenen Jahre noch einmal, seitdem ich als 14-jähriger Junge von zu Hause durchgebrannt war. Diesmal nur in Gedanken, aber jedes einzelne Abenteuer hatte sich so tief eingeprägt, dass mich sogar die Erinnerungen daran schmerzten. Es war eine höllische Qual, aber ich konnte nicht mehr aufhören, daran zu denken.

Ich zog durch die ganze Welt, passierte Grenzen illegal oder wurde abgeschoben – saß in verschiedenen Gefängnissen und Flüchtlingslagern, verdiente mein Geld dadurch, dass ich Prospekte verteilte, Teller wusch, Zeitungen verkaufte, arbeitete als Barkeeper, Küchenjunge, Bäcker, Friseur, Ofenmonteur und Chauffeur – schlief in Hotels, zur Untermiete, auf Parkbänken, in Rohbauten und Kellern.

Ich fuhr Tausende von Kilometern per Anhalter und zog zwei Monate lang mit Zigeunern.

Die Höhen und Tiefen des Lebens erlebte ich in so extremer Weise, dass meine Gefühlswellen zur rauen See wurden, zu einem tobenden Meer, in dem ich nicht mehr hatte als ein lächerliches Floß – bald mit

der Angst, dass es in Stücke gerissen würde, und bald mit der Freude, dass es den Wogen standhielt.

Aber Kurs hielt ich keinen, und versuchte ich es, so trieben mich starke Winde davon ab. Kam ich dann aufs Festland, so hatte ich mich an das Schaukeln so sehr gewöhnt, dass mich nichts mehr zur Ruhe bringen konnte. Keine Droge, kein Mädchen. Nichts. Ich hatte alles versucht, aber früher oder später bin ich daran vorbeigegangen oder wieder fortgezogen worden.

Nichts war mir wertvoll, mit Ausnahme meiner Freunde.

Starin lernte ich in einem Flüchtlingslager bei Belgrad kennen. Wie er wirklich hieß, wussten wir nicht. Aber wir nannten ihn Starin, was zu Deutsch »Freund« heißt, weil er uns allen ein echter Kumpel war, stets gut gelaunt und hilfsbereit.

Auf uns unerklärliche Weise schaffte er Dinge herbei, die man uns untersagte, weil man sie nicht für lebensnotwendig hielt. Es kümmerte uns auch nicht, woher er dieses oder jenes hatte, sondern wir waren einfach froh darüber. Mit 15 Jahren war ich der Jüngste, und daran änderte auch die Tatsache nichts, dass ich mich für 19 ausgab. Aber vielleicht wurde

ich gerade deshalb sein bester Freund. Nach allem, was er für mich getan hatte, wollte ich ihm am Tag meiner Überweisung in ein anderes Lager meine Uhr schenken, welche ich trotz aller Durchsuchungen behalten hatte. Aber er sagte, er könne das nicht annehmen.

Noch am selben Tag erfuhr ich, warum Starin ablehnte: Er befand sich bereits zwei Jahre freiwillig in diesem Lager. Und er wollte nicht mehr vom Leben als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lagerration mit dem größten Stück Fleisch. Dafür gab er jedes Wort, das im Lager gesprochen wurde, an die Direktion weiter und setzte sorgfältig vorbereiteten Fluchtversuchen der aus dem Osten geflohenen Emigranten ein schnelles Ende, nachdem er sie dazu brachte, aus ihrer Vergangenheit zu erzählen.

Ich war nur fünf Wochen in diesem Lager, aber ich weiß, dass sich noch heute vier Männer in schwerer Haft in Polen und Ungarn befinden, weil Starin nicht mehr vom Leben will als sein Feldbett neben dem abbruchreifen Kamin und die Lagerration mit dem größten Stück Fleisch.

Mahmud war Libanese. Er war 24 Jahre alt und in Beirut aus der Armee geflohen, weil er Krieg für

Wahnsinn hielt. Wir trafen uns in Goriza, wo wir zusammen die jugoslawisch-italienische Grenze illegal überschritten, da weder er noch ich einen Pass hatten. Für ihn schien nichts mehr im Leben schwierig, denn nun brauchte er nie wieder eine Waffe zu tragen. Er sagte in seinem guten Englisch zu mir: »Take this if you want!« (Nimm dieses, wenn du willst!) – und schenkte mir sein Klappmesser.

Dann erzählte er mir von seinem Land, von seinen Leuten. Wie gastfreundlich und strenggläubig sie seien. Niemals würde er einen Landsmann oder ein Landsmann ihn im Stich lassen. Er sagte: »Ich werde dich Arabisch lehren, und wenn der Krieg vorbei ist, dann musst du bei mir vorbeikommen, Beirut ist unvergesslich!«

Doch die Italiener wollten ihn in sein Land abschieben. Aber noch in derselben Woche wurde er vor dem libanesischen Konsulat von drei Arabern, die aus seiner Heimat kamen, zusammengeschlagen, weil er nicht einer Meinung mit ihnen war.

Als ich ihn am Tag darauf im Krankenhaus von Padriciano besuchte, bat er mich, ihm sein Klappmesser zurückzugeben. Als wir uns zum letzten Mal die Hände schüttelten, murmelte er: »I'm sorry!« (Es tut mir leid!)

Ja, und dann war da noch mein Vater.

Es war Heiligabend. Ich hatte gehört, dass er wieder verheiratet war, genauso wie ich wusste, dass seine jetzige Frau nicht duldete, dass ich auch nur eine Nacht in seinem Haus zubrachte.

Aber kam ich von irgendwoher zu ihm, dann besorgte er mir ein Fremdenzimmer – ein Zimmer für Fremde. Irgendwo in der Vorstadt, denn dort war es billiger.

So besuchte ich auch damals meinen Vater, ohne sein Haus zu betreten. Ich stand eine Weile vor dem Fenster und blickte in den festlich geschmückten Raum. Es war kalt und es schneite. Aber allein dieser Anblick brachte mein Blut in Wallung. Ich konnte nicht hören, welches Lied er und seine Frau angestimmt hatten, und so ging ich in eine dem Haus gegenüberliegende Telefonzelle, wartete, bis der Gesang zu Ende war, und wählte seine Nummer. »Dein Sohn wünscht dir eine frohe Weihnacht und ein glückliches neues Jahr!« Auf die Frage, wo ich denn im Augenblick sei, antwortete ich: »Weit weg von dir, Vater, und doch so nah!«

Ich beobachtete, wie er sich mit der Hand auf den Tisch stützte, als er meinen Wunsch erwiderte und mich bat, bald wieder einmal nach Hause zu kommen.

Ich gab mir nicht mehr die Mühe, den Hörer wieder in die Gabel zu hängen, trat aus der Telefonzelle in die »Stille Nacht, heilige Nacht« – und war wieder allein.

Später lernte ich Bob kennen. Das heißt, zunächst wollten wir uns gar nicht kennen, denn wir stritten uns um den Platz in einem abgestellten Zug, der in einem kleinen Bahnhof in Nord-England stand und sich wunderbar eignete, die schon kalten Nächte darin zu verbringen.

Wir hätten ja nicht nur Platz für uns beide gehabt, sondern konnten noch eine ganze Cricket-Mannschaft einladen. Aber er war der Erste, und als ich durch eines der Fenster in den Waggon einstieg, wollte er mich unbedingt hinausjagen.

Er sagte: »Ist ein Zweiter hier, so kommt ein Dritter, wo drei sind, ist die Polizei nicht mehr weit.« Außerdem wollte er alleine sein. Dafür hatte ich allerdings überhaupt kein Verständnis. Nun, wir konnten uns auf menschliche Art nicht einig werden, und so begannen wir, nach »tierischen Regeln« Herr der Lage zu werden. Ich hatte Glück und er einen gebrochenen Kiefer. Diese Nacht verbrachten wir beide in dem Waggon, aber keiner konnte auch nur ein Auge zutun; er nicht der Schmerzen und ich nicht seines Jammers wegen. Am nächsten Tag musste er ins Spital, und das bedeu-

tete für Leute in der Lage, wie wir es waren, Schwierigkeiten, Geldprobleme und manchmal sogar Knast.

Das Gefängnis aber scheute Bob mehr als ein geregeltes Leben. Und so gingen wir, nachdem man ihm den Kiefer wieder einigermaßen hergestellt hatte, als Candyman arbeiten, um die Spitalkosten zu bezahlen. Er verkaufte Eiscreme und ich Dauerlutscher. Als wir die Summe beisammenhatten und ich merkte, dass die Sache mit den Dauerlutschern doch nicht so süß war, zog ich weiter. Bob aber blieb in seinem Fach, und heute besitzt er vier Wagen, die einen ganzen Bezirk mit Eiscreme und Süßigkeiten versorgen.

Patrice war italienischer Abstammung, in den Vereinigten Staaten aufgewachsen und als ich sie kennenlernte, schon drei Jahre in Holland sesshaft.

Ich traf sie in irgendeiner Straße, als sie mich fragte, ob ich »Stoff« bei mir hätte. Sie gefiel mir und deshalb log ich sie an und sagte »Ja«. Sie lud mich ein, zu ihr in die Wohnung zu kommen, aber Freundlichkeit und Hoffnung waren schnell verschwunden, als ich ihr gestand, warum ich ihre Frage nicht wahrheitsgemäß beantwortet hatte. Ihr Wortschatz schien unerschöpflich, aber meine Geduld war unübertrefflich. Ich blieb still und unbewegt, bis sie merkte, dass ihre Demütigungen auf mich keinen Eindruck machten.

Schließlich ließ sie den Regen ihrer Probleme auf mich niedergehen. Ich wollte ihr helfen und besorgte ihr das, wonach sie verlangte, denn ich wollte sie glücklich sehen. Und diese Nacht war sie glücklich – und ich mit ihr. Aber ich wusste nicht, was es heißt, glücklich zu sein!

Ja, sie alle und hundert mehr waren mir teuer geworden. Teuer, weil sie das Einzige waren, was ich besaß. Sie waren die Flamme in mir, an der ich mich wärmte, und sie waren die Flamme, die mich verzehrte.

Und mittlerweile hatte es mich in die Fremdenlegion verschlagen. Sie konnte mir zwar eine Bleibe geben, aber sonst nichts. In mir war immer noch diese große Finsternis, eine Ungewissheit und das Verlangen nach dem Ende meiner Unruhe und Unzufriedenheit. Worin unterschied ich mich eigentlich von den anderen?

Als ich begann, abzuwägen, welche Vorteile und welche Nachteile mein Anderssein mit sich brachte, da fühlte ich mich wertlos. Was ist ein Mensch wert? Kann er an Wert zunehmen und kann er an Wert verlieren? Wie teuer bin ich selbst? Was macht den Wert des Menschen aus? Mein Suchen nach Antworten auf diese Fragen wurde fieberhaft. Ich musste die Lösung

finden, denn ich ahnte, dass sich etwas verborgen hielt, was mir bei allen Erlebnissen noch unbekannt war. Dieses Gefühl, das Leben völlig ausgeschöpft zu haben, und der Gedanke, dass es nichts mehr gibt, was es nicht schon gab, verschwand plötzlich.

Von Zeit zu Zeit wurde mir gewisser, dass sich noch irgendetwas für mich bereithielt, irgendetwas, was ich bisher nicht beachtet oder völlig übersehen hatte.

Da lag es schon für mich bereit, die Antwort auf meine Fragen, die wirkliche Freiheit, die Gewissheit und ein neuer Anfang. Alles stand schon in einer Person hinter mir und ließ mich auf wunderbare Weise den Kopf wenden!

Es war im März dieses Jahres, als ich nach viermonatigem Einsatz in Ostafrika zurück in die Garnison nach Korsika kam. Ich hatte zehn Tage Urlaub zur Umgewöhnung an das Klima bekommen.

Eines Abends fuhr ich mit zwei Kameraden in die Stadt, um – wie wir uns vornahmen – nach langer Zeit der von uns gern besuchten Bar des Calvi-Hotels einen Besuch abzustatten. Aber wir wurden enttäuscht, denn die Bar war geschlossen, das Hotel von den Deutschen gepachtet und uns, so sagte der Fahrer, wäre der Zutritt nicht gestattet. Das war uns Grund genug, erst recht hinzugehen.

Es war früh am Nachmittag, und außer Brigitte, dem Fräulein am Empfang, trafen wir niemand an. Sie aber bestätigte, was wir schon bei der Ankunft im Taxi hörten, bis auf eine Abweichung: Anstatt uns den Eintritt zu verbieten, lud sie uns für den Abend ein.

Meine Freunde Fred und Paul kamen aus Holland und Sizilien, sprachen aber beide gut Deutsch, und wir erinnerten uns an einige Abende, die wir schon mit Touristen verbracht hatten, und so nahmen wir die Einladung an. Wir wussten, dass wir die einzigen Soldaten sein würden, waren darüber aber froh, denn wir hatten es satt, nur Uniformen zu sehen.

Als wir am Abend zurückkamen, war der Saal bereits gefüllt. Ich erinnere mich gut: In der Mitte stand ein bärtiger Mann mit einer Gitarre. Er lachte uns mitten ins Gesicht und sang dabei: »Ich habe Freude in meinem Herzen ...«, und dann stimmte der ganze Saal ein: »Freude, Freude, Freude, Freude«, und wir konnten nichts anderes mehr empfinden.

Man brachte uns dann Stühle, und bescheiden, wie wir es gewohnt waren, wollten wir uns in die letzte Reihe setzen. Aber eine ältere Dame, die mir schon beim Eintreten aufgefallen war, weil sie ihre Freude nicht nur sang, sondern dabei auch noch in die Hände

klatschte, wie ich es zuvor nur bei den Tiroler Holzfällerbuben sah, war gar nicht damit einverstanden, dass ich mit meinem Stuhl das Weite suchte. Sie packte mich kurzerhand am Arm, sodass ich gezwungen war, den Stuhl abzustellen, um mich darauf zu setzen, und drückte mir ein Liederbuch in die Hand. Denn nach der Freude kamen noch die anderen Strophen des Friedens, der Liebe und der Ruhe, sodass ich mich fragen musste, wie denn dies alles in einem Herzen Platz haben könnte.

»Die kommen aber ganz schön schnell in Stimmung«, sagte Fred, der Holländer, zu mir, und ich musste ihm recht geben. Aber da erst fiel uns auf, dass anstelle der üblichen Wein- und Bierflaschen Bibeln auf dem Tisch lagen. Nun, wir waren etwas verstört, denn dass dies kein Gottesdienst war, war uns klar, nur was sollten die Bibeln auf den Tischen?

»Ist nett von Euch, dass Ihr gekommen seid, vielleicht stellt Ihr Euch am besten gleich mal vor!«, sagte der Bärtige. Er schien der Wortführer zu sein. Nach gelernter Manier stand ich auf und stellte mich vor. »Ich heiße Kurt und« – da war es passiert, dass ich mich mit meinem richtigen Namen vorstellte und nicht als Karl, wie man mich in der Legion ausgab. Die bringen einen ja ganz schön aus der Fassung!

Jetzt stellten sich auch meine beiden Freunde vor, und es war das erste Mal, dass ich nun auch ihren richtigen Namen kennenlernte, obwohl wir schon zwei Jahre beisammen waren! *Seltsam*, dachte ich. Aber da bekam ich auch schon von der Oma einen kräftigen Stoß in die Seite, weil ich ganz vergessen hatte, bei dem Lied mitzusingen, das der Bärtige inzwischen wieder angestimmt hatte.

Aber der Ton war einfach zu hoch für mich. So bewegte ich nur meine Lippen und begann dabei zu schwitzen: *Hoffentlich merkt Oma nichts davon!* Aber sie schmunzelte mich an, zwinkerte mit dem Auge und nickte dabei bedächtig mit dem Kopf – so wie es meine Mutter tat, als ich noch ein kleiner Junge war und mit jemandem über meine neuesten Lausbubenstreiche sprach.

Jetzt war wieder der Bärtige an der Reihe: »Wir wollen uns zum Gebet neigen.« Also doch ein Gottesdienst! Fieberhaft versuchte ich, mich an die Worte des Vaterunsers zu erinnern, das ich irgendwann einmal in der Schule auswendig gelernt hatte. Jetzt bin ich blamiert, dachte ich, denn zwischen Vater, Himmel und Erde fehlte mir jeder Zusammenhang. Aber dann begann Oma zu sprechen. Was wohl in sie gefahren war? Sie bedankte sich bei irgendjemandem für die

Schiffsreise, aber mit wem sprach sie überhaupt? Ich wagte nicht, meine Augen zu öffnen, obwohl es mich brennend interessierte. Aber vielleicht, dachte ich, beobachtet mich der Bärtige, und dann würde er wissen, dass ich kein Christ war. Ja, und dann wäre alles dahin. Sie würden mich nicht mehr als einen der Ihrigen betrachten, und meine Freude würde so schnell verschwunden sein, wie sie kam.

»Gott, wir danken Dir, dass Du diese drei Legionäre zu uns geführt hast, und wir bitten Dich darum, dass sie Dich hier erkennen dürfen und zu Dir kommen und Du ihnen ein neues, ewiges Leben schenkst!« Diese Worte kamen aus irgendeiner Ecke, und aus wessen Mund sie auch stammten, ich fand sie rührend. Aber das mit dem neuen Leben musste wohl noch etwas warten, denn mein Vertrag in dieser Armee galt noch bis 1979.

Einer nach dem anderen begann für mich und meine Freunde zu beten. Sie redeten so einfach und unkompliziert zu Gott, als unterhielten sie sich mit einem ihrer Freunde. Man konnte meinen, der Herr sitze hier im Saal, vielleicht auf einem freien Stuhl in der Ecke hinten oder er hatte den freien Platz des Bärtigen eingenommen. Oder war er in jedem Einzelnen selbst zu finden?

Jeder dankte für etwas oder brachte seine Probleme, und die anderen bekräftigten ihre Anteilnahme durch ein lautes Amen. Sie baten den Herrn um Vergebung von Dingen, deren ich mich niemals schuldig gefühlt hätte. Und da begann ich, diese Leute zu beneiden. Wie rein und frei mussten sie innerlich sein, um für Dinge zu danken und zu beten, die ich als selbstverständlich ansah! Schon wollte ich auch auspacken, aber was würde der liebe, gute Gott sagen, wenn ich Ihm alles so hinwarf? Und was würden die Leute denken? Nein, das war unmöglich! Und so schwieg ich. Doch in diesem Augenblick wuch die erste Portion Freude von mir, und ich fühlte mich nicht mehr so ganz dazugehörig.

Aber dieses Problem sollte sich bald lösen, denn es blieb nicht bei diesem einen Abend. Jede freie Stunde verbrachten wir nun mit diesen Leuten. Immer wieder führten uns die Gespräche an den Punkt, den wir nicht fassen konnten: »Jesus Christus ist auferstanden!«

Je mehr ich über diese Behauptung nachdachte, desto nebensächlicher schienen mir alle anderen Lebensfragen.

Diese Christen waren sehr freundlich zu uns und deckten uns mit Traktaten und christlicher Literatur ein, die wir erst einmal beiseitelegten.

Nur ein Buch hatte ich herausgegriffen, dessen Titel mich reizte: »Vom Knast zur Kanzel«. Sollte es Männer geben, die auf der Kanzel stehen und deren Vergangenheit nicht in der Absolvierung theologischer Seminare bestand, sondern die Außenseiter waren wie ich?

Was hatte ein Verbrecher von der Kanzel zu rufen? Noch bevor ich das Buch durchgelesen hatte, wurde in mir die Hoffnung wach, dass Gott auch mir diese Veränderung und Erfüllung schenken könnte.

Noch einmal blickte ich auf mein verpfushtes Leben zurück und stellte mich der Sinnfrage meines Lebens, die mich wieder eingeholt hatte. Es gab kein Vorbei mehr.

Einmal muss jeder von uns den Finger durch die Tapete des Lebens stecken und sich fragen: Was ist denn eigentlich dahinter? Habe ich mein Leben gelebt oder habe ich es zerstört? Ist das eigentlich alles, was ich hier erlebe?

Obwohl ich sehr viel erlebt hatte, stellte sich auch mir die Frage: Ist das eigentlich alles, womit mich diese Welt füttern will? Bin ich nur dazu da, um einigen Leistungsprozessen zu genügen? Und diese Frage nach dem Sinn des Lebens ist ja schließlich auch kein Zufall, sie ist uns auferlegt. Sie stellt sich einem jeden von uns. Solange wir diese Frage nicht beantwortet haben,

solange diese Problematik ungelöst bleibt, weil wir sie beiseiteschieben oder zu vergessen suchen – in der Arbeit, im Hobby, in Liebesaffären, im Alkohol, in Drogen oder auch wie ich, im Abenteuer – solange wir keine Antwort auf diese Frage haben, werden wir sie nicht aus der Welt schaffen, sondern diese ungelöste Sinnfrage wird unser Leben vernichten.

Und da kamen diese Leute mit ihrem Jesus zu mir und behaupteten: Die einzige Antwort, die auch dann noch Bestand hat, wenn alles andere umgefallen ist, wenn andere Immanenz-Antworten, d. h. von Menschen und deren Vorstellungen angebotene Antworten bis zu diesem Punkt erfahren worden sind, wo man dem Tod gegenübersteht, da behält der recht, der im Absolutheitsanspruch der ganzen Welt zuruft: »*Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!*« *Jesus Christus*.

Die Schläue eines Bürgermeisters fiel mir ein, der sein Amt in einem kleinen Dorf ausübte. Es hatten sich dort zwei Frauen gestritten, und die erste ging zum Bürgermeister und erzählte ihm alles. Dieser hörte sich das an und meinte anschließend: »Gnädige Frau, wenn das so ist, dann muss ich Ihnen in diesem Streit recht geben.« Die Frau war sehr erfreut, und strahlend ging sie nach Hause.

Aber kurz darauf kam die andere Frau herein und erzählte dem Bürgermeister alles aus ihrer Sicht. Wiederum hörte er sich alles an, und als sie ausgeredet hatte, meinte er: »Wenn das so war, gnädige Frau, dann sind Sie natürlich im Recht.«

Die Sekretärin, die dabeisaß, schüttelte den Kopf und meinte zum Bürgermeister: »Aber Herr Bürgermeister, das können Sie doch nicht machen. Sie können doch nicht beiden Frauen recht geben!«

Da legte er seine Hand auf ihre Schulter und sagte: »Da haben Sie auch recht!«

Ich glaube, dass wir gerade heute in dieser Gefahr leben, jedem recht zu geben, nur um unsere Ruhe zu haben. Wir werden mit so vielen Informationen beschossen, dass viele von uns mehr und mehr das Bedürfnis haben, alle Kommunikationen abzuschalten, um wieder einen emotionellen Freiraum zu erhalten. Aber wir können uns ihrem Einfluss nicht entziehen. Denken wir nur an Radio, Fernsehen, Illustrierte und Drucksachen. In uns schreit es laut: »Aufhören! Lasst mich doch endlich in Ruhe!« Wir können auf einmal nicht mehr auf neue Informationen reagieren, wir können sie nicht mehr in unser Leben integrieren, selbst wenn sie Tod oder Leben ausmachen.

Eine Folge dieser beängstigenden Entwicklung ist, dass sich die Art unseres Zuhörens geändert hat. Um uns vor der Flut des Lärms zu schützen, haben wir bewusst ein psychisches Abwehrsystem entwickelt, eine Art Sieb oder Filter. Dieser Filter lässt automatisch nur die Informationen hindurch, die den Eindruck erwecken, dass sie uns helfen, unsere eigenen bedrängendsten Bedürfnisse zu befriedigen und unsere persönlichen Ziele zu erreichen.

Wir versuchen in einer von der Werbung versprochenen Lebensfreude zu leben. Aber wir sind nicht wirklich froh. Trotzdem wird uns weiter eingehämmert, dass das Produkt X und System Y uns glücklich machen. Haben wir dann zugegriffen und fühlen uns trotzdem nicht wohl, verzweifeln wir an uns selbst. Das darf aber kein anderer merken, und darum bemühen wir uns, unter allen Umständen nett, gepflegt und ausgeglichen zu wirken, egal wie einsam, leer und hoffnungslos wir uns fühlen. Wie man als der gewandte und aufgeschlossene Mensch aufzutreten hat, wird uns ja überall vorexerziert. Da jeder von uns durch Anschauungsunterricht weiß, wie man glücklich und ausgeglichen erscheint, wird das Gefühl der Einsamkeit noch schmerzhafter, wenn ich dem Nächsten begegne, denn auch er hat ja die Maske der Lebensfreude aufgesetzt.

Ich erkannte sehr bald, dass es hier um viel mehr ging, als mit einem »vielleicht haben Sie auch recht« zu antworten. Zu lange war ich auf der Suche, zu oft hatten meine Finger ins Leere gegriffen, um einer letzten Täuschung zu erliegen oder um die gesuchte Wahrheit nicht zu erkennen.

Die Behauptung dieser Christen: »Jesus Christus ist auferstanden, Er lebt, Er ist uns näher als die Luft, die wir einatmen«, diese Behauptung war zu herausfordernd, um zu antworten: »Sie könnten ja recht haben!« Entweder ist Jesus Christus eine Märchenfigur und die Christen sind Lügner, oder in diesem Mann ist Gott Mensch geworden. Dann haben die Menschen vom Islam bis zum Katholizismus so viele Tatsachen umgegraben, gepflanzt und ausgerissen, dass wir in diesem Chaos das Zentrale nur noch schwer erkennen können, sodass wir vor lauter Lügen und Irrlehren nur immer dann die Wahrheit erfahren, wenn wir uns Jesus Christus selbst zuwenden, wenn wir aufs Kreuz blicken.

Das Kreuz Jesu Christi war es auch, das mich besonders faszinierte. Denn dort wurde nach Gottes Aussage die Belohnung für mein Leben ausgezahlt. Die Belohnung für mein und unser aller Leben – der Tod!

Als ich die Kreuzigung in der Bibel las und einige andere historische Berichte über die Kreuzigung, da wurde mir dieses Geschehen sehr lebendig.

Es war mir zumute, als würde sich alles vor meinen Augen abspielen.

Der Verurteilte wurde, auf ebener Erde liegend, an den Querbalken genagelt. Bei der Annagelung wurden die Nägel zwischen den Knochen des Handgelenkes hindurchgetrieben und verursachten unerträgliche Schmerzen.

Dann wurde er auf dem gut drei Meter hohen Pfahl, der auf dem Strafplatz stand, hochgezogen. Danach trieb man einen langen Nagel durch die übereinanderliegenden Füße. Die Kleider des Gekreuzigten fielen dem Hinrichtungskommando zu. Die Gekreuzigten quälte furchtbarer Durst, rasende Kopfschmerzen und heftiges Fieber. Die Hängelage verursachte Atemnot, und der Verurteilte konnte dem Erstickungstod nur entgehen, wenn er sich, gestützt auf den Nagel, der die Füße durchbohrte, vorübergehend aufrichtete. Im abwechselnden Heben und Senken des Körpers, in Atemnot und Atemschöpfen, vollzog sich der Totenkampf.

Ich konnte nicht mehr sagen: Ich war damals nicht dabei. Keiner von uns kann das sagen, denn wenn

Jesus damals schon für uns heute gestorben ist, dann kreuzigen wir Ihn heute noch seit damals, wir, die wir nichts von Ihm wissen wollen. Dann sind unsere Wünsche und Ziele, unsere Worte und Taten Hammerschläge auf einen der Nägel des Kreuzes. Dann ist unser gesamtes Leben, das wir ohne Ihn leben – unser Todesurteil.

Ich hatte bisher falsch gelebt, ich hatte Ihn verachtet, ich hatte zugeschlagen wie ein Wilder, und Er rief mir das zu, was Er uns allen zuruft: »Es tut mir weh! Jeder Hammerschlag, jeder Wunsch, jedes Ziel, jedes Wort und jede Tat ohne mich, all das tut mir weh – aber Ich habe euch lieb! Ich habe dich lieb und möchte dich erretten!«

Mein Wunsch war es, dieses neue Leben, das mir von Jesus angeboten wurde und das einem jeden von uns zugedacht ist, anzunehmen. Ich begriff, dass dieser Jesus Christus auch mich meinte, dass Seine Worte auch mir galten und dass Sein Tod auch mein Tod sein konnte, sodass durch Seine Auferstehung eine neue Persönlichkeit in mir geboren werden konnte, ein neues Leben. Als mir bewusst wurde, dass ich jetzt sterben konnte, ein für alle Mal, und dass ich jetzt leben könnte, ein für alle Mal, dass dieser Jesus zu mir sagte: »Kurt, du bist ein Verbrecher, ein Sünder, aber ich

habe dich lieb, ich möchte dich annehmen, ich möchte euch alle annehmen – kommt!«

Dieses Angebot erreichte mich während einer Manöverfahrt, auf der Ladefläche eines Lkw. Meine Hände hielten ein kleines Johannesevangelium, in dem ich während der Fahrt die Kreuzigungsgeschichte las.

Wer die Straßen in Korsika kennt, wird verstehen, warum ich jedes Wort siebenmal vor die Augen bekam.

Das Bild des Gekreuzigten stand auch noch vor mir, als ich das Evangelium zur Seite gelegt hatte. Ungeduldig erwartete ich den Abend, um ungestört mit diesem Herrn sprechen zu können.

Ich konnte nichts anderes mehr tun, als vor Ihm auf die Knie zu gehen und zu sagen: »Herr, hier bin ich, ich übergebe Dir mein Leben. Behalte alles von mir Zugefügte, Künstliche, alles falsch Aufgeputzte, und gib mir das, was natürlich ist; erfülle Du mich und übernimm Du die Herrschaft meines Lebens!«

Wieder kamen mir die Worte Jesu in den Sinn: »Wer an mich glaubt, der hat ewiges Leben.« Und wieder sah ich das Kreuz vor mir: dasselbe Kreuz, das uns als Zeichen so gut bekannt, aber als Lebensinhalt verbannt ist. Auf Türmen, an Wänden und am Hals liebt man es, aber in der Tat hasst man es. In Bekennt-

nissen und Lehrsätzen ist man ein Freund und in der praktischen Lebensgesinnung ein Feind des Kreuzes. Vielleicht ist mit nichts in der Welt eine solche Heuchelei getrieben worden wie mit diesem Kreuz.

Dem einen ist es ein ehernes Götzenbild geworden, dem anderen ein magisches Wunderzeichen, dem dritten ein flammendes Kampfpanier, dem vierten ein kostbares Schmuckstück, dem fünften ein schwarzes Trauersymbol, dem sechsten ein verhasstes Ärgernis. Und doch ist es weiter nichts als der Galgen, an dem Christus für mich gestorben ist.

Es erfüllte mich eine tiefe Freude, und ich wusste, dass mir vergeben war.

Ich begann nun, in der Bibel zu lesen und zu verstehen; und mein Gebet ist seitdem, dass Gott mich zu einem Mann macht, der an »das Leben« glaubt und »nach dem Leben greift«, jederzeit und ohne Hast, aber auch ohne zu zögern.

Der weiß, dass das, was Gott ihm bereithält, gut für ihn ist, und der weiß, dass es sinnlos ist, auch nur in Gedanken zu begehren, was nicht für ihn gedacht ist.

Ein Mann, der an ein nutzvolles Durchleben aller seiner Tage glaubt, an eine sich lohnende Mühe und der sich deswegen dem anvertraut, der den Grund aller Dinge weiß. Mein Gebet ist, dass Gott mich zu

einem Mann macht, der sich zu beherrschen versteht in seinen Leidenschaften und Interessen, in seinen Forderungen und seinen Launen; ein Mann, der es versteht zu kämpfen, und der gelernt hat zu leiden, für all das, was uns gegeben ist.

Der seine Feinde verabscheut und, wenn nötig, gewalttätig gegen sie vorgeht, wohl wissend, dass er selbst und das Übel seine einzigen Feinde sind.

Ein Mann, der es lernen möchte, mit aller Gewalt der Aufopferung und aller Regung seiner Gefühle, mit all seiner Intelligenz und aller Kraft, die ihm geschenkt wurde, Gott, seinen Herrn, zu lieben.

Und schließlich ein Mann, der auch zu sterben versteht, der weiß, was es bedeutet, sein Leben herzugeben: es nicht zu verlieren, sondern es gerettet zu haben; der weiß, dass nun das Eindringen der Vergänglichkeit in die Ewigkeit stattfindet.



»JEDER HAT SO SEINEN VOGEL ...«

GITTI NIEDERSEER

Mein Start in dieses Leben war denkbar gut – und sehr solide. Die Kindheit verbrachte ich in Eisenerz, einer kleinen, von Bergen umgebenen Stadt in der Obersteiermark (Österreich). Über meine Heimatgemeinde kursiert der Witz, dass der einzige ebene Fleck dort der Fußballplatz sei.

Unsere Familie war ein Nest voller Geborgenheit und Liebe. Ich hatte wirklich Glück, denn nach drei Brüdern kam ich als die von meinem Vater sehnlich erwünschte erste Tochter zur Welt. Als ich sieben war, wurde meine Schwester geboren. Oft war ich mit meinen Geschwistern und ihren Freunden unterwegs und das Bauen von Baumhütten war mir jedenfalls vertrauter als Puppenspielen. Vielleicht ist meine

Erinnerung idyllischer als die Wirklichkeit damals, doch jedenfalls denke ich sehr gerne an meine Kindheit zurück.

Religion spielte in unserem Familienleben keine große Rolle. Mein Vater war durch Erlebnisse während des Krieges nicht gut auf die Kirche zu sprechen und übertrug diese Aversion ganz allgemein auf den Glauben. So war ich zwar katholisch und besuchte auch den Religionsunterricht, Tiefgang gab es jedoch in dieser Hinsicht keinen.

Nach dem achten Schuljahr war eine Entscheidung über den weiteren Ausbildungsweg zu treffen. Da es in Eisenerz nur wenige Möglichkeiten gab, fiel unsere Wahl auf eine berufsbildende höhere Schule in Graz, ca. 100 Kilometer von zu Hause entfernt. Auch meine Brüder gingen aus demselben Grund auswärts zur Schule und die Kosten, die meine Eltern für die Ausbildung von uns Kindern zu tragen hatten, waren enorm. Die nächsten zwei Jahre wohnte ich ohne große Begeisterung in einem Internat, wo es für meinen Geschmack viel zu wenig frische Luft und zu wenig Sport gab. Nur um aus dem Internat herauszukommen, nutzte ich das kulturelle Angebot und besuchte alle angebotenen Veranstaltungen vom Rezitationsabend über Faust bis zum Fliegenden Holländer in der Oper.

Sogar der katholischen Jugendgruppe schloss ich mich an – eine Jungscharstunde abends in der Stadt und manche Wochenendaktivitäten sorgten für Abwechslung. Manchmal hatte ich bei einem Vortrag das Gefühl, als würde eine verschlossene Tür einen Spalt breit geöffnet, doch der Tiefgang blieb auch hier aus.

Nach zwei Jahren meiner Grazer Schulzeit lag ich meinen Eltern so lange in den Ohren, bis sie mir erlaubten, das Internat zu verlassen und gemeinsam mit einem meiner Brüder ins leer stehende Haus meiner verstorbenen Großmutter zu ziehen. Eine Zeit der neuen Freiheit begann und in den verbleibenden drei Schuljahren fing das an, was ich für das wirkliche Leben hielt. In den nächsten Ferien traf ich einen Freund meines Bruders, der in Graz Medizin studierte. Er war der Leiter einer sehr aktiven Jungmannschaftsgruppe des Alpenvereins und lud mich in diese Clique ein. So begann meine Karriere als Bergsteigerin. Obwohl ich in dieser Zeit nicht nur erfolgreich die Schule absolvierte und vom Tanzkurs bis zur Fahrschule vieles unternommen habe, bleibt das Vorherrschende in meiner Erinnerung doch das Bergsteigen. Ich hatte in der Alpenvereinsgruppe wirklich gute Freunde gefunden und wir verbrachten einen Großteil unserer Freizeit zusammen.

Zielstrebig und rücksichtslos

Gleich meine erste Bergtour mit ihnen wurde zu einem Härtetest. An einem verlängerten Wochenende Anfang November unternahmen wir eine Fahrt zum Koppenkarstein in der Nachbarschaft des Dachsteins. Wir brachen abends in Graz auf, und mit den VW-Käfern, die teilweise älter waren als wir selbst, dauerte es eine Weile, bis wir an Ort und Stelle waren. Erst nach Mitternacht kamen wir in Ramsau am Dachstein an, und da wir als Schüler und Studenten immer an chronischem Geldmangel litten, machten wir – wie auch später noch oft – nicht viel Umstände mit Quartiersuche, sondern legten uns gleich neben dem Parkplatz mit den Schlafsäcken in den Straßengraben.

Es war meine erste Übernachtung im Freien und ich fand den Sternenhimmel viel zu schön, um bald einzuschlafen. Außerdem war es so kalt, dass ich froh war, als schon vor fünf Uhr der Aufstieg zum eigentlichen Beginn der Klettertour erfolgte. Ich fühlte mich zwar hundemüde und hungrig, doch als wir bei Sonnenaufgang den Ausblick über die nebligen Täler und sonnenübergossenen Berge genießen konnten, war ich reichlich entschädigt.

Beim Einstieg wurde endlich gefrühstückt, dann begann die Kletterei. Unsere Tour war eine Route im

vierten Schwierigkeitsgrad, was mich ziemlich überforderte, da ich bisher in den Bergen zwar viel gewandert, aber nie geklettert war. Für mich war es nicht nur schwierig, sondern auch sehr lang. Da mehrere Seilschaften unterwegs waren und wir wegen Steinschlag aufpassen mussten, kamen wir nur langsam vorwärts und erreichten den Gipfel erst bei Sonnenuntergang. Glücklicherweise stand knapp unter dem Gipfel eine kleine Hütte – nicht viel mehr als ein Bretterverschlag, doch drinnen waren ein Ofen und Brennholz und so konnten wir Tee kochen.

Es wurde ein gemütlicher Abend mit Erzählungen von vergangenen Bergfahrten und natürlich mit dem Schmieden neuer Pläne. Wir hatten einige Stimmungskanonen unter uns, daher ging der Stoff zum Lachen nie aus. Schließlich ließen wir das Feuer ausgehen und legten uns wieder mit den Schlafsäcken auf den Boden. Die Nacht war sehr kalt. Draußen lag schon der erste Schnee, wir befanden uns über 2000 m Höhe und der Wind pffte durch die Ritzen der dünnen Bretterwand. Geschlafen habe ich wieder nicht viel, aber das war mir egal. Am nächsten Morgen stiegen wir über den Normalweg ab und fuhren nach Graz zurück.

Vielleicht wäre ein Wochenendausflug dieser Art für jemand anderen ein Grund, mit dem Bergsteigen

sofort wieder aufzuhören, ich aber war von meiner Einstandstour begeistert. Ich hatte Lunte gerochen.

In unserer Gruppe waren ausgezeichnete Bergsteiger, mit denen ich auch später, als ich mehr Übung hatte, nicht mithalten konnte. Beispielsweise war da einer, der noch keine siebzehn Jahre alt war, als er die Eiger-Nordwand bezwang. Warum ich trotzdem immer wieder mit von der Partie war, lag an unserer Freundschaft. Die Atmosphäre war locker und nicht ausschließlich leistungsorientiert. Der Spitzname unserer Clique war: die Trödler. Wir waren dafür bekannt, dass wir keinen Wert darauf legten, die Touren in Rekordzeiten zu bewältigen. Uns ging es um Erlebnisse und wenn sich ein gemütliches Biwak einschließen ließ, dann taten wir es. Hätte ich es dabei belassen, dass Bergsteigen eine schöne Freizeitbeschäftigung ist, hätte alles eine andere Richtung genommen. Doch ich machte die Berge zu meinem Lebensinhalt und steuerte damit auf eine Katastrophe zu.

Die erste negative Auswirkung meines neuen Lebensstils war, dass sich die Beziehung zu meinen Eltern drastisch verschlechterte. Meine Risikobereitschaft beim Klettern nahm zu und gipfelte in dem Satz: »Es ist nicht wichtig, ob ich von einer Bergtour lebend nach Hause komme – es zählt nur, ob es schön

war!« Mein Vater kämpfte zu dieser Zeit schon mit einer Krebserkrankung und meine Einstellung belastete die ohnehin sehr angespannte Situation in der Familie zusätzlich. An manchen Bergtouren nahm ich trotz ausdrücklichem Verbot meiner Eltern teil. Zielstrebig war ich immer schon, jetzt wurde ich rücksichtslos.

1975 hat in meiner Erinnerung einen besonderen Stellenwert. Am 1. Februar starb mein Vater. Sein Tod war für die ganze Familie ein tragischer Verlust. Doch auch durch die direkte Konfrontation mit dem Sterben meines Vaters änderte ich mich nicht. In diesem Jahr machte ich auch meine Matura (entspricht dem Abitur). Ich hatte keine Vorstellungen, wie es beruflich oder ausbildungsmäßig weitergehen sollte, denn zu sehr war ich von einem faszinierenden Nahziel beherrscht.

Faszination Himalaja

Meine Freunde planten eine Expedition ins Karakorum und ich wollte mit. Meine Mutter versuchte mit allen Mitteln, mich von diesem Entschluss abzubringen – unter anderem schränkte sie die finanzielle Unterstützung ein, von der ich als Schüler natürlich abhängig war. Sie wollte damit meine Teilnahme an der Expedition verhindern, erreichte aber nur, dass

ich nun neben der zeitintensiven Vorbereitung für Schulabschluss und Expedition auch noch für meinen Lebensunterhalt arbeiten musste. Die Teilnahme an diesem Abenteuer erschien mir so lohnend, dass ich dafür jede Schwierigkeit in Kauf nahm. Bei dem Arbeitspensum, das ich zu bewältigen hatte, kam die sportliche Vorbereitung zu kurz und ich war körperlich nicht in der optimalen Verfassung.

Ich hatte einen späten Prüfungstermin, daher fuhren meine Freunde schon zwei Wochen vor mir mit einem Lkw und der ganzen Expeditionsausrüstung nach Pakistan ab. Ich bestand meine letzten Examen und nahm dann ein Flugzeug, um sie in Rawalpindi zu treffen. Das große Abenteuer hatte begonnen. Unseren Tatendrang mussten wir noch eine Weile bezähmen: Erstens dauerte es, bis alle Formalitäten bei den Behörden abgewickelt waren, und zweitens war es schwierig, mit dem Flugzeug in den Norden zu kommen, da der Monsun bereits eingesetzt hatte und viele Flüge abgesagt werden mussten. Mit dem Auto konnte man in diesem Jahr nicht nach Baltistan kommen, da der Karakorum Highway gerade in Bau war. »The valley is blocked«, hörten wir täglich am Flughafen, fuhren zurück in unser Hotel und versuchten es um fünf Uhr früh am nächsten Tag wieder. »Maybe

today, or tomorrow or day after tomorrow« – diesen Satz habe ich in Pakistan wohl Hunderte Male gehört.

Endlich klappte unser Flug und im Gepäckraum einer alten DC-3 flogen wir nach Skardu. Dort luden wir unsere Ausrüstung auf Traktoren und Geländewagen und fuhren bis zum Ende der Straßen und der Zivilisation.

Für die nächsten drei Monate waren wir auf uns selbst gestellt. Die Dimensionen der Landschaft fand ich atemberaubend – die Strapazen auch. Unser Ziel war der siebeneinhalbtausend Meter hohe Skyang Kangri in der unmittelbaren Nachbarschaft des K2. Zwei Wochen waren wir mit Trägern unterwegs, bis wir den Platz unseres Basislagers erreichten. Dort schickten wir die Träger zurück und waren endgültig allein. Wir errichteten unsere kleine Zeltstadt in knapp fünftausend Metern Höhe auf einer Mittelmoräne des Godwin-Austen-Gletschers nördlich von Concordia. Das Panorama war überwältigend – K2, Angel, Broad Peak und Chogolisa bildeten unter anderem die Kulissen.

Mit dem Wetter hatten wir kein Glück. An den ersten Tagen im Basislager wechselten Schneeregen, Regen und Schneefall ab. Wir richteten nur das Notwendigste und warteten dann eine Wetterbesserung

ab. Kleidung, Zelte und Schlafsäcke sogten sich mit Feuchtigkeit voll. Es war schwierig, sich warm zu halten. Ich war wohl nicht konsequent genug, regelmäßig zu essen. Der Gedanke, nachts bei unter zehn Grad minus aufzustehen, mich anzuziehen, zu dem dafür bestimmten Örtchen auf der anderen Seite der Moräne zu gehen und den Hintern in den kalten Wind zu halten, hielt mich auch davon ab, genug zu trinken.

Tagelang lag ich im feuchten Schlafsack, fror und döste vor mich hin. Ich erkältete mich, verspürte auch leichte Halsschmerzen, ignorierte aber meinen Zustand so lange, bis ich nicht mehr fähig war, etwas dagegen zu tun. Aus der leichten Erkältung war eine Lungenentzündung geworden. Ich hatte hohes Fieber, war apathisch und nicht einmal mehr in der Lage, den Reißverschluss meines Schlafsackes selbst aufzumachen.

Wäre nicht bei meinen Freunden plötzlich eine hektische Aktivität um meine Person ausgebrochen, wäre mir mein kritischer Zustand wahrscheinlich gar nicht bewusst geworden – ich wäre eingeschlafen, um nicht mehr aufzuwachen. Meine Freunde sorgten für Medikamente – wir hatten mehrere Container mit medizinischer Ausrüstung mit – und überredeten mich mit viel Geduld zur Flüssigkeitsaufnahme und zum Essen.

Als ich erschöpft in meinem Zelt lag und mir bewusst wurde, dass mein Leben hier zu Ende gehen könnte, ergriff mich die nackte Angst. Starke Sprüche wie »Hauptsache, es war schön!« fand ich nun wenig hilfreich. Obwohl ich nur wenige Monate vorher mit dem Tod meines Vaters konfrontiert worden war, habe ich dieses Thema doch nie mit mir persönlich in Beziehung gebracht. Der Tod – das war bis jetzt immer etwas, was andere anging. Mein Vater war mit zwei- undfünfzig Jahren relativ jung gestorben und ich war nicht einmal zwanzig! Ich wollte nicht sterben und schon gar nicht hier und jetzt.

Erschrocken musste ich mir eingestehen, dass ich keine Ahnung hatte, was nach dem Tod geschehen würde. Dass es irgendein höheres Wesen gibt, nahm ich zwar an, aber Konkretes wusste ich nicht. Mir kam der Gedanke, dass viele Leute beten, wenn es ans Sterben geht. Doch das schien mir zu billig. Ich dachte mir: Bis jetzt habe ich keinen Gott um seine Meinung gefragt, warum sollte er sich dann um mich kümmern. Deshalb habe ich damals nicht gebetet, doch ich beschloss, auf die Frage nach Gott und dem Woher und Wohin des Lebens eine Antwort zu suchen, wenn ich dazu noch Gelegenheit bekommen würde. Ich wollte nicht ein weiteres Mal so hilflos dem Tod in die Augen schauen müssen.

Ich erholte mich zwar, war aber weiterhin sehr schwach. In dieser Höhe kommt man nur sehr langsam wieder auf die Beine. Bergsteigerische Großtaten habe ich also keine mehr vollbracht. Von einigen Ausflügen in die Umgebung abgesehen, blieb ich für die restliche Zeit im Basislager. Außer schlafen, kochen, Wasser holen oder Schnee schmelzen und essen hatte ich nichts zu tun. Mit so luxuriösen Tätigkeiten wie Körperpflege oder Wäschewaschen beschäftigt man sich in diesen Regionen nur sehr selten.

Um uns war eine Stille, die so intensiv war, dass ich manchmal dachte, ich kann meine Hand ausstrecken, um sie zu fassen. Wir waren hoch über der Vegetationsgrenze. Man hört dort keine Blätter im Wind rauschen, keine Insekten summen, keine Vögel singen. Nur die Geräusche, die man selbst verursacht, sind überdeutlich. Wenn es warm genug ist, gluckst das Tauwasser, und bei starkem Wind knattern die Zeltwände. Stundenlang lag ich da, um die sich verändernden Wolken zu beobachten. Die Faszination dieser großen Stille ist mir bis heute geblieben und zeitweise packt mich die Sehnsucht danach.

Damals fingen bereits manche Bergsteiger an, auch sieben- und achttausend Meter hohe Berge im

sogenannten Westalpenstil zu besteigen. Ein kleines Team, wenig Gepäck und damit größere Flexibilität sind Vorteile, die auch bei kurzen Schönwetterphasen einen raschen Aufstieg bis zum Gipfel und einen ebenso raschen Rückzug ermöglichen. Wir hatten unsere Expedition jedoch im klassischen Stil geplant: ein gut ausgerüstetes Basislager, langsames Akklimatisieren und Vordringen auf den Berg, Einrichten von Höhenlagern oder Materialdepots.

Lange Schlechtwetterphasen wurden meinen Freunden zum Verhängnis. Während der endlosen Schneestürme waren sie in den Hochlagern zum Abwarten gezwungen, und – was am schwersten wog – der Rückmarschtermin war gekommen und damit gingen die Lebensmittelvorräte langsam zu Ende.

Da klarte es endlich auf, und die beiden, die sich im höchstgelegenen Lager befanden, wollten sich diese letzte Chance nicht entgehen lassen und versuchten, doch noch den Gipfel zu erreichen. Einer von ihnen kam mit schweren Verletzungen und Erfrierungen zurück und die Strapazen des Rückmarsches wären in seinem Zustand beinahe tödlich gewesen. Durch die Erfrierungen mussten später Teile der Finger beider Hände und seine Füße bis zum Mittelfußknochen amputiert werden. Der zweite, es war der Medizin-

student, der mich zum Bergsteigen gebracht hatte, kam nicht zurück. Er gilt bis heute als vermisst.

Ich hatte große Schwierigkeiten, meine abermalige Begegnung mit dem Tod zu verkraften.

Zwar schien mir nun, dass das Leben doch ein zu hoher Preis für schöne Erlebnisse sei, doch gab es überhaupt etwas, wofür es sich lohnte, zu leben und sich anzustrengen? Der Rückmarsch war in meinem noch immer geschwächten Zustand eine Tortur. Außerdem hatten wir die letzten Tage vor dem Erreichen des ersten Dorfes fast nichts mehr zu essen. Zu lange hatten wir mit dem Rückmarsch gezögert, außerdem blieben ein Materialdepot mit Lebensmitteln und das Lager III nach einem Schneesturm unauffindbar. Als wir die ersten menschlichen Siedlungen erreichten und Lebensmittel kaufen konnten, versuchten wir beim Essen vernünftig zu sein, um unsere Verdauung nicht zu überfordern. Unsere Vernunft sah allerdings so aus, dass wir zum Beispiel den Verzehr von Eiern auf zehn Stück pro Tag und Person beschränkten.

Unsere Rückfahrt mit dem Lkw dauerte ca. zwei Wochen. Das gab mir die Chance, mich langsam mit den Gedanken an ein normales Leben zu Hause vertraut zu machen. Ich wusste noch immer nicht, was ich jetzt in Angriff nehmen sollte – Beruf oder Stu-

dium? Der Kulturschock war unvermeidlich und nach mehreren Monaten unterwegs wirkte Österreich wie ein spießbürgerliches Puppenhaus auf mich. Mein Frust war unbeschreiblich.

Bei den »Moonis«

In dieser Stimmungslage befand ich mich, als ich in Graz eine Bekannte traf. Sie studierte Biologie und ich unterhielt mich ein Weilchen mit ihr. Begeistert erzählte sie mir, dass sie mit sehr netten jungen Leuten in einer Wohngemeinschaft lebe. Es würden auch Diskussionsrunden zu Weltanschauungsfragen veranstaltet – ob ich nicht Lust hätte, sie dort zu besuchen? Wir verabredeten uns gleich für den nächsten Abend und ich brachte eine ehemalige Schulkollegin mit, von der ich wusste, dass sie an solchen Fragen interessiert war.

Ich hatte nach meinem ersten Besuch in der Wohngemeinschaft den Eindruck, dass die Leute dort genau wussten, wofür sie lebten, und sehr konkrete Vorstellungen über Richtig und Falsch hatten. Natürlich hatte ich noch immer meine ungelösten Fragen über Gott und das Leben nach dem Tod im Hinterkopf, so sah ich es als Fügung, dass ich dieses Mädchen getroffen hatte, und stürzte mich Hals über Kopf in die Auseinandersetzung mit den Lehren dieser Leute.

Ich hielt ihre Weisheiten für die Rettung aus meiner Verzweiflung und merkte nicht, dass ich mit meinen Problemen vom Regen in die Traufe kam. Ich war in einem Zentrum der Moon-Sekte oder Vereinigungskirche gelandet.

Wenn ich heute die Aussagen der »Göttlichen Prinzipien« – wie die Lehren Moons heißen – überdenke, dann frage ich mich wirklich, wie ich solch einen Unsinn jemals glauben konnte. Dass ich das damals nicht durchschaut habe, kann ich mir nur durch das Zusammenspiel mehrerer Faktoren erklären:

- Ich hatte mein Himalaja-Abenteuer noch nicht verarbeitet und war psychisch angeknackst.
- Mein Vater fehlte mir sehr.
- Ich hatte keine langfristigen Pläne für mein weiteres Leben.
- Ideologisch und religiös war ich noch nicht festgelegt.
- Wahrheit war etwas Relatives und unverrückbare Werte kannte ich nicht.
- Die Mitglieder der Moon-Sekte rückten mit dem, was sie für die Wahrheit hielten, nur scheibchenweise heraus. Gleichzeitig versuchten sie, mich durch freundschaftliche Beziehungen an sich zu binden.

Über die Lehren und Methoden der Vereinigungsbewegung – wie sie sich jetzt nennt – gibt es ohnehin sehr gutes Informationsmaterial, ich beschränke mich deshalb hier nur auf die Aspekte, die für mich maßgeblich wurden, und werde meine subjektiven Eindrücke schildern. Zwei Bereiche aus den »Göttlichen Prinzipien« sind mir wichtig geworden: die sogenannte Errichtung der vier Positionen und das Gesetz der Wiederherstellung durch Wiedergutmachung.

Auf einen einfachen Nenner gebracht, besagt die Lehre über die Errichtung der vier Positionen Folgendes: Mann und Frau müssen jeder für sich ihre persönliche Vollkommenheit erreichen und eine harmonische Beziehung zu Gott aufbauen. Erst dann sind sie in der Lage, eine vollkommene Beziehung zueinander zu haben, und können in einer vollkommenen Familie ihren Kindern einen optimalen Start für das Erreichen ihrer eigenen Vollkommenheit geben.

Im Gesetz der Wiederherstellung durch Wiedergutmachung wird behauptet: Gott ist heilig und gerecht, der Mensch aber unzulänglich und fehlerhaft, also sind die Menschen von Gott getrennt. Der Mensch kann nun durch das Zahlen von Wiedergutmachung diese Kluft überwinden, zum Beispiel durch Beten, Fasten oder durch Leiden. Wiedergutmachung

kann man auf verschiedenste Art leisten. Es kann das Ausführen von Tätigkeiten sein, die einem schwerfallen, oder der Verzicht auf etwas, was man gerne hat oder tut. Auch Krankheit kann Wiedergutmachung sein. Handelt man bewusst oder unbewusst gegen die Gebote Gottes, vergrößert man die Entfernung zu Gott und muss später entsprechend mehr Wiedergutmachung leisten.

Diese Lehren werden durch Zitate aus der Bibel christlich verbrämt. Allerdings werden in den meisten Fällen weder der Kontext noch andere Aussagen der Bibel zum selben Thema berücksichtigt. Sogar halbe Sätze werden zitiert.

Gekrönt wird die Lehre durch die Schlussfolgerung, dass der Mensch seine Vollkommenheit erst dann erreichen kann, wenn ein geschichtliches Vorbild existiert. Ursprünglich war Adam dafür vorgesehen, dieser Prototyp zu sein. Da er versagte, sollte Jesus Christus zuerst seine Vollkommenheit erreichen, um dann eine Familie zu gründen. Da er jedoch von seinen Zeitgenossen vorzeitig abgelehnt und gekreuzigt worden ist, musste Gott einen neuen Messias senden, der diese Aufgabe nun endlich erfüllen soll. Moon selbst nannte sich »Herr der Wiederkunft« und hat erklärt, dass er diese Basis der Vollkommenheit

gelegt hat und dass jeder, der symbolisch sein Kind wird, diesen Weg ebenfalls beschreiten kann. Aus diesem Grund führen er und seine Frau auch den Titel »wahre Eltern«.

Natürlich erfuhr ich damals nicht alles auf einmal. Lang gediente Mitglieder haben keine Skrupel zu lügen, wenn es darum geht, jemanden bei der Stange zu halten. Es geschieht ja nur zum Besten des Neulings, wenn man ihn so behandelt, dass er sich zum Mitarbeiten entscheidet. So wurden meine Schulkollegin und ich mit Freundlichkeiten förmlich überschüttet. Man ließ uns merken, wie sehr man sich über unser Kommen freute und wie wertvoll unsere Mithilfe sei. Sie vermittelten uns den Eindruck, dass sie nur auf uns gewartet hätten. Die Leute waren wirklich nett und bald fühlten wir uns tatsächlich unentbehrlich. Schon nach kurzer Zeit zog ich in der Wohngemeinschaft ein, und damit war die Chance, die Sache kritisch zu hinterfragen, drastisch gesunken.

Mein Ziel war nun nichts Geringeres als Vollkommenheit. Ich wollte zuerst an mir arbeiten, meine Unzulänglichkeiten ausmerzen und eine Beziehung zu Gott aufbauen. Ich sah dieses Ziel in nächster Nähe, deshalb scheute ich keine Mühe und dachte: *Je radikaler, umso besser.*

Im Zentrum arbeitete man gezielt mit Schlafentzug. Nicht dass mich jemand gewaltsam vom Schlafen abgehalten hätte. Es war einfach nicht möglich, genug Schlaf zu bekommen. Abends gab es Vorträge oder Diskussionen, die oft bis nach Mitternacht dauerten.

Niemand hatte ein eigenes Zimmer, sondern alle Mädchen und Frauen schliefen gemeinsam in zwei Räumen. Jeder breitete sich Matte und Schlafsack auf dem Boden aus. War es doch einmal gelungen, früher einzuschlafen, wurde man garantiert gestört, wenn die anderen sich niederlegten. Morgens um sechs Uhr war eine gemeinsame Gebetszeit von einer Stunde auf dem Tagesplan. Liegen zu bleiben und länger zu schlafen, war verpönt.

Zusätzlich waren noch häufig sogenannte Gebetsketten angesagt. Rund um die Uhr wurde jeweils für eine Stunde von zwei Mitgliedern gebetet, dazu stand man auch während der kurzen Nachtruhe noch auf. Manchmal gab es besondere Veranstaltungen, wo man überhaupt nicht schlafen ging. Beliebt waren »Vierzig-Kilometer-Märsche«: Nach dem normalen Tagesablauf begaben wir uns nicht wie gewöhnlich zur Ruhe, sondern gingen in einem großen Bogen um die ganze Stadt.

Am nächsten Morgen begann wieder ein gewöhnlicher Arbeitstag. Um Wiedergutmachung zu leisten und damit Gott und seinem Ziel der persönlichen Vervollkommenung näher zu kommen, war keine Anstrengung zu groß.

Gleiches wie für das Thema Schlaf galt auch für andere Bereiche, zum Beispiel das Spenden von Geld. Nie hat mich jemand direkt darauf angesprochen, wie viel von meinem Einkommen ich geben sollte. Wie dringend es sei, die Missionstätigkeit zu unterstützen, wurde jedoch ständig betont. Das Endzeitbewusstsein war allgegenwärtig, jeder Tag könne der letzte sein, hieß es – und außerdem war auch der Verzicht auf eigene finanzielle Mittel Wiedergutmachung. Ich nahm damals eine Stelle als Sekretärin in einem Reisebüro an und verdiente dabei etwa 500 Euro. Davon habe ich bis auf das Kleingeld alles abgeliefert.

Wiedergutmachung konnte auch durch Verzicht auf Dinge oder Tätigkeiten, die einem Freude bereiten, geleistet werden. Für mich fiel unter diese Kategorie natürlich jede Art von Sport, besonders Bergsteigen. Auch das Abbrechen von Beziehungen zu alten Freunden wurde gefördert. Damals heirateten zwei aus unserer Expeditionsmannschaft – ich bin weder zu ihrer

Hochzeit gegangen, noch habe ich ihnen eine Karte geschrieben.

Mein Körper war mit der abrupten Umstellung der Lebensgewohnheiten nicht einverstanden. In kurzer Zeit nahm ich zehn Kilo zu und fühlte mich schwerfällig und schlapp. Nur wenige Wochen nach meiner Übersiedlung ins Zentrum begannen mich heftige Migräne-Anfälle zu quälen. Ich hätte eben sehr viel falsch gemacht in meinem bisherigen Leben und sollte froh sein, nun Gelegenheit zum Leisten von Wiedergutmachung zu haben – das war der wenig mitfühlende Kommentar der Moonis.

Insgesamt verbrachte ich dreieinhalb Jahre in der Moon-Bewegung. Hauptmotivation bei allen Tätigkeiten war, neue Mitglieder zu gewinnen und Geld zu beschaffen. Die ersten Monate war ich im Zentrum und übernahm die Verantwortung für Küche und Wäsche.

Für ein Jahr habe ich dann als Sekretärin gearbeitet. Nebenbei half ich bei der Herausgabe einer internen, nur für Mitglieder bestimmten Zeitschrift. Ohne mein Einverständnis wurde ich dann nach Salzburg versetzt. Für kurze Zeit arbeitete ich im Zentrum mit, danach wurde ich einem Missionsteam zugeteilt. Wir waren acht Personen und hatten einen VW-Bus zur

Verfügung. In den größeren Orten des Landes mieteten wir für jeweils drei Wochen eine Wohnung und betrieben intensive Werbetätigkeit. Einer von uns blieb dann als Pionier zurück, suchte sich eine Arbeit am Ort und hatte die Aufgabe, ein neues Zentrum aufzubauen. Die anderen zogen weiter.

Während dieser Zeit wurden meine Migräne-Anfälle so häufig und unerträglich, dass ich das Team verlassen und ins Zentrum Salzburg zurückkehren musste, um mich in ärztliche Behandlung zu begeben.

Als sich nach ein paar Monaten eine gewisse Besserung eingestellt hatte, ging ich mit einem anderen Team nach Belgien und Holland, um Geld zu beschaffen. Die dabei angewandte Methode ist ebenso einfach wie effektiv. Wir kauften im Großhandel sehr billig größere Mengen Blumen ein und verkauften sie dann einzeln von Tür zu Tür, auf Parkplätzen von Großmärkten oder in Fußgängerzonen. Zwischendurch verkauften wir auch Informationsmaterial von unserer Bewegung. Dazu sagten wir etwas von einer christlichen Jugendarbeit und irgendwelchen nicht existierenden Projekten. Jeder in unserem Team verdiente auf diese Art im Monat durchschnittlich 4000 Euro, die wir natürlich ablie-

ferten. Was mit dem Geld geschehen ist, habe ich nicht erfahren. Der einzig positive Nebeneffekt dieser Beschäftigung war, dass ich Holländisch sprechen lernte.

Nach etwa neun Monaten kehrten wir nach Österreich zurück und ich wurde zum ersten Mal gefragt, ob ich in nächster Zukunft lieber in einem Team oder in einem Zentrum arbeiten würde. Ich entschied mich für Letzteres und wurde einem Pionier-Zentrum im Bundesland Salzburg zugeteilt. Wir waren dort zu dritt, später nur noch zu zweit. Ich suchte mir wieder eine Arbeitsstelle als Sekretärin und versuchte, normale Kontakte zur Bevölkerung zu knüpfen. Da ich offiziell noch immer katholisch war, hielt ich es für eine besonders gute Idee, im Kirchenchor mitzusingen. Gewissensbisse hatte ich dabei keine – um Leute zu gewinnen, war jedes Mittel recht.

Bis zu diesem Zeitpunkt fühlte ich mich trotz aller Mühen und Entbehrungen glücklich, weil ich an die Richtigkeit und den Erfolg dessen glaubte, wofür ich mich eingesetzt hatte. Für meine Mutter allerdings waren diese Jahre die Hölle. Sie hat den Wahnsinn bald durchschaut, schaffte es mit ihren Argumenten aber nicht, mich vom eingeschlagenen Weg abzubringen. In meiner ersten Begeisterung wollte ich auch sie von den Lehren Moons überzeugen. Als ich merk-

te, dass ich dabei auf Granit biss, folgte ich dem Rat meiner Moon'schen Vorgesetzten und ließ die Beziehung merklich abkühlen. Ich besuchte meine Mutter nur noch sehr selten und kurz. Einmal sah sie mich ein ganzes Jahr lang nicht. Trotz ihres eigenen großen Kummers schaffte sie es irgendwie, mich wissen zu lassen: »Ich lehne ab, was du glaubst und was du tust, du selbst aber bist mir immer willkommen.« Die Tür nach Hause war nie verschlossen.

Ich kann nicht genau sagen, wann die ersten Zweifel an meiner Überzeugung aufkamen.

Jedenfalls meldete sich der alte Frust in neuer Form. Als Gradmesser für geistlichen Fortschritt wurde in der Vereinigungskirche unter anderem die Anzahl der Mitglieder angesehen, die man für die Bewegung gewonnen hatte. Im Fachjargon hieß das »geistliche Kinder bekommen«. Außer der Schulkollegin, die ich am ersten Abend mitgebracht hatte und die wie ich ein Mitglied wurde, hatte sich trotz größter Anstrengungen niemand zum Beitritt bewegen lassen. Mein geistliches Niveau war also gleich null.

Auch ein anderes Problem nervte mich. Ich fand die junge Frau, die mit mir im Pionier-Zentrum war, unausstehlich. Die Bewegung ist streng hierarchisch geordnet und sie galt, da sie mehrere »geistliche Kinder«

hatte und länger Mitglied war, als meine nächste Vorgesetzte. Meine Aufgabe wäre es gewesen, sie in allem zu unterstützen, ihr jeden Wunsch von den Augen abzulesen und mich unterzuordnen.

Obwohl ich mich jetzt schon über drei Jahre nach Vorschrift abmühte, entdeckte ich zu meinem eigenen Entsetzen äußerst negative Gedanken ihr gegenüber. Wenn ich gewusst hätte, wo es eines gibt, ich hätte ihr ein Ticket zum Mond besorgt – ohne Rückfahrt.

Was hatte ich falsch gemacht? An zu wenig Einsatz konnte es nicht liegen, ich war physisch und psychisch am Ende meiner Kräfte. Gott schien so unnahbar und weit weg wie eh und je – und ich war so unvollkommen wie schon immer.

Was ist Wahrheit?

Meine ungeliebte Mooni-Schwester wurde für mehrere Wochen zu einem Großeinsatz in England abberufen. Zum ersten Mal seit Jahren war ich allein. Pflichtbewusst bemühte ich mich weiter um Kontakte. Da sah ich ein Plakat mit der Einladung zu einem Vortrag. Das Thema hieß: »Man lebt – fragt sich nur wozu.« Ich ging hin, weil ich dachte, dass Leute, die zu einem solchen Vortrag gehen, sich auch für die Botschaft interessieren könnten, die ich zu bringen

hatte. Ich hoffte, mit jemandem ins Gespräch zu kommen. Das geschah auch wunschgemäß, und ich wurde in eine hitzige theologische Diskussion verstrickt.

Die Leute, mit denen ich sprach, hatten andere Argumente als alle, mit denen ich bisher zu tun gehabt hatte. Meine Gesprächspartner sagten, dass sie Christen seien, und machten den Eindruck, als ob sie sich mit Glaubensfragen auskannten. Da das Interesse an einer Weiterführung des Gesprächs gegenseitig war, vereinbarten wir einen neuen Termin und wollten als Vorbereitung darauf jeder die Lektüre der Gegenpartei studieren. Ich übergab meinen neuen Bekannten ein Exemplar der Göttlichen Prinzipien und sagte meinerseits zu, das Johannes-Evangelium aus dem Neuen Testament durchzulesen.

Als ich meinen Text das erste Mal gelesen hatte, behauptete ich noch, dass der Inhalt meine Glaubensansichten bestätige. Ich bin meinen Gesprächspartnern sehr dankbar, dass sie mich nicht als hoffnungslosen Fall abgeschrieben haben, denn als ich das Johannes-Evangelium zum zweiten Mal las, begannen mir die Schuppen von den Augen zu fallen. Moon behauptet, dass seine Offenbarungen die logische Fortsetzung der Bibel seien. Jesus Christus soll die Basis

gelegt haben, auf der Moon aufbaute. Wenn die Bibel Wahrheit ist – was sogar Moon zugibt – und die Göttlichen Prinzipien Wahrheit sind –, was er ebenfalls behauptet –, dann dürften sich die Aussagen dieser beiden Bücher nicht derart stark widersprechen. Als ich nun Abschnitte der Bibel zusammenhängend und mit der grundsätzlichen Bereitschaft las, meine von Moon geprägten Ansichten hinterfragen zu lassen, bekam mein Gedankengebäude Risse.

Auch wenn ich noch so eifrig suchte: Ich fand in der Bibel kein Gesetz der Wiederherstellung durch Wiedergutmachung. Aber ich fand etwas Besseres. Ich fand Vergebung. Ich brauche meine Schuld nicht abarbeiten und kann mir mein Heil nicht verdienen. Aber ich kann mir die Schuld vergeben lassen und die Erlösung schenken lassen. Gott ist nicht nur heilig und gerecht. Er ist auch gnädig und barmherzig. Er vergibt denen, die ihn darum bitten, und schenkt in seinem Sohn Jesus Christus ein neues Leben.

In den nächsten Wochen wurde in meinem Inneren ein harter Kampf ausgetragen. Wer hatte nun recht – Jesus Christus, Moon, oder kam sonst noch jemand infrage? Was ist Wahrheit? Gibt es überhaupt vom Zeitgeist unabhängige Ideale, die einen Absolutheitsanspruch rechtfertigen? Zu allem Überfluss stand

ich unter Zeitdruck. Bei den schwierigen Fragen eine schlechte Voraussetzung. Meine Vorgesetzte konnte jeden Tag zurückkommen. Ich musste also eine Entscheidung treffen, denn sobald sie wiederkam, war ich ihrer Manipulation von Neuem ausgesetzt. Die Konsequenzen standen mir deutlich vor Augen. Entschied ich mich weiterhin für Moon, stand ich auch in Zukunft unter dem unerträglichen Leistungsdruck und war mir dabei nicht einmal mehr sicher, das Richtige zu tun. Entschied ich mich für Jesus Christus, konnte ich Vergebung in Anspruch nehmen und aller Krampf hätte ein Ende.

Die Sache hatte allerdings noch einen Haken. Viele Sektierer sind arrogant und benehmen sich, als hätten sie die Wahrheit gepachtet. Ich war da leider keine rühmliche Ausnahme und der Gedanke, zugeben zu müssen, dass ich mich doch geirrt hatte, verursachte größtes Unbehagen. Dreieinhalb Jahre meines Lebens soll ich für eine verkehrte Sache eingesetzt haben? Alles Geld, alle Mühe soll ich vergeblich investiert haben?

Ausstieg und Einstieg

Ich bin überzeugt, dass es viele Menschen gibt, die einen eingeschlagenen falschen Weg nur deshalb nicht

aufgeben, weil sie es zu peinlich finden, vor sich und anderen zuzugeben, dass sie sich geirrt haben. Ich kann bestätigen, dass man mit der Schande eines Irrtums dieser Größenordnung weiterleben kann, und ich war angenehm überrascht, wie bereitwillig mir von den Freunden meiner Schulzeit vergeben worden ist. Besonders meine Mutter hat sich bewundernswert verhalten. Sie hat mir nicht nur vergeben und keinerlei Vorwürfe gemacht, sondern mir seitdem wieder jede erdenkliche Unterstützung angedeihen lassen.

Bei einem meiner damals häufigen nächtlichen Spaziergänge, bei denen ich verzweifelt versuchte, eine richtige Entscheidung zu treffen, habe ich mich dem Gott der Bibel anvertraut. Das ist jetzt viele Jahre her und ich hatte noch nie Anlass, diesen Schritt zu bereuen. Mich interessierte in erster Linie die Auswirkung der biblischen Lehre auf die Praxis. Ich wollte meinen Alltag bewältigen können und wissen, für welches Ziel ich mich einsetze.

Die Bibel ist anspruchsvolle Lektüre. Ich werde an dieser Stelle niemandem den Gefallen tun, hier meine eigene Version einer verkürzten Inhaltsangabe abzufassen, um ihm das Selberlesen zu ersparen. Dieses Buch steht auf der Bestsellerliste. Es wird nicht nur von Gläubigen als das Wort Gottes bezeichnet, son-

dern gehört unbestritten zur Weltliteratur. Wenn jemand kein anderes Motiv hat, darin zu lesen, dann sollte er es wenigstens tun, um eine Bildungslücke zu schließen. Ich werde in meinem Bericht zwar Zitate aus der Bibel verwenden, möchte aber eindringlich darauf hinweisen, dass es notwendig ist, den Zusammenhang zu berücksichtigen. Gold liegt an den Fundorten auch nicht auf der Straße herum. Will man die geistlichen Schätze im Wort Gottes entdecken, ist es notwendig, danach zu suchen, und man sollte nicht nach dem ersten flüchtigen Drüberlesen aufgeben.

Mir hat man als Einstieg in die Welt der Bibel das Johannes-Evangelium empfohlen und ich möchte diese Empfehlung hier weitergeben. Jahrhundertlang war die Bibel ein verbotenes Buch. Hat der Reiz, darin zu lesen, in den Augen vieler Menschen vielleicht nur deshalb abgenommen, weil man heute in jeder Buchhandlung für wenig Geld eine kaufen kann?

Die Bibel ist das einzige Buch, von dem ich mir vorstellen kann, dass ich es immer wieder lese, ohne es langweilig zu finden. Von allen Religionen, die ich kennengelernt habe, unterscheidet sich ihr Inhalt in einem wesentlichen Punkt. So verschieden die Vorstellungen über Götter und Lebensziele auch sind, alle anderen Religionen verlangen von ihren Anhängern

Handlungen oder *Verhaltensweisen*, mit denen sich der Einzelne sein Heil *verdienen* muss. Jesus Christus ist anders. Er hält keine Last bereit, die er den Menschen aufbürdet. Er hat selbst die Initiative ergriffen und die Last auf sich geladen. Er hat die Trennung zwischen Gott und den Menschen überwunden, indem er durch sein Sterben und seine Auferstehung den Weg zur Vergebung frei gemacht hat.

Sun Myung Moon ließ sich zwar mit »Vater« oder »Meister« anreden, war für seine Anhänger aber ein harter Chef. Ich hatte nichts dagegen, ihn loszuwerden. Mich bei Jesus Christus in eine neue Abhängigkeit zu begeben, kostete einige Überwindung. Abhängigkeit ist ein Risiko. Ich war verletzt und deshalb vorsichtig. Könnte ich nicht mein eigener Herr sein? Ich dachte an die Zeit, die ich im geistlichen Niemandsland verbrachte, und fand eine Rückkehr dorthin wenig verlockend. Mir würde es zwar sicher nie an Ideen mangeln, wie ich mich beschäftigen könnte, doch ich würde ziellos und damit unzufrieden dahintreiben. Und dann war da noch die Sache mit dem Tod, die dann beunruhigend und ungelöst bliebe. Ich würde auf Berge steigen, um eines Tages nicht mehr zurückzukommen. Das war mir als Lebensinhalt zu wenig.

Um herauszufinden, ob Wasser den Körper trägt und das Schwimmen funktioniert, muss man den Bodenkontakt aufgeben und ins Wasser springen. Ich habe meinen bisherigen Boden verlassen und den Versuch riskiert, ob der Glaube an Christus eine tragfähige Basis für das Leben ist – und konnte »schwimmen«!

Oft liest man, dass es Mitgliedern von Sekten schwer gemacht wird, die Organisationen wieder zu verlassen. Ich kann diese Erfahrung nicht teilen. Das Umdenken kostete mich zwar viel Überwindung; als meine Entscheidung jedoch feststand, bereitete mir das tatsächliche Weggehen keine Mühe mehr. Nur einen Tag nach dem Beginn meines neuen Lebens als Christ kam Anne, die Leiterin des Pionier-Zentrums, aus England zurück. Ich staunte über das perfekte Timing dessen, der hier Regie geführt hatte. Ich informierte Anne über den neuen Stand der Dinge in meinem Leben, doch sie wollte diese Tatsache vorerst nicht zur Kenntnis nehmen. Fieberhaft suchte ich nach einem Zimmer, damit ich die gemeinsame Wohnung verlassen konnte. Bevor ich auszog und die Brücken endgültig hinter mir abbrach, erklärte ich mich auf Annes Drängen hin noch zu einem Gespräch mit dem Salzburger Landesleiter bereit.

Noch heute läuft es mir kalt über den Rücken, wenn ich darüber nachdenke, worauf ich mich dabei eingelassen habe. Ich bat die Christen, die ich nun kennengelernt hatte, für mich zu beten, und fuhr nach Salzburg. Im Zentrum führte ich ein langes Gespräch mit dem Leiter, in dem ich ihm die Gründe für meinen Frontenwechsel darlegte. Meine Hauptargumente bezogen sich auf Aussagen des Neuen Testaments über die Person Jesu Christi, seine Gottheit und seine Bestimmung zu sterben. Sein Tod war kein von seinen Zeitgenossen verschuldetes Missgeschick, sondern der ursprüngliche Zweck seines Kommens.

Warum ich mich nach Beendigung des Gesprächs verabschieden und ungehindert wegfahren konnte, erscheint mir heute als Wunder. Im Zentrum wäre es so einfach gewesen, die Tür zuzusperren und mich dort festzuhalten, wenn nicht Gott anderes mit mir im Sinn gehabt hätte.

Das Pionier-Zentrum, aus dem ich fast fluchtartig auszog, war zwar eine komplett eingerichtete Wohnung, doch da mir persönlich nichts gehörte, konnte ich auch nichts mitnehmen. Als ich den Einflussbereich Moons verließ, rettete ich nicht viel mehr als meine Haut. Mit einem Koffer, der ein paar Kleidungsstücke und persönliche Dinge enthielt, zog ich in ein

kleines Zimmer in einer Pension. Materiell fing ich wieder am Nullpunkt an, und im Übrigen fühlte ich mich als ziemlich minderwertiger Versager. Doch der neue Regisseur meines Lebens hatte für dieses Problem eine passende Therapie parat. Die Therapie war eine »Krankheit«. Ich lernte Thomas kennen. Er verliebte sich so gründlich in mich, dass ich angesteckt wurde. Wir haben uns von unserer Verliebtheit nie wirklich erholt, »leiden« noch immer gemeinsam daran und sind jetzt seit vielen Jahren glücklich verheiratet.

Thomas war mir eine große Hilfe. Er war damals schon einige Jahre Christ und hatte seine Bibel bereits gründlich studiert. In stundenlangen Spaziergängen und Gesprächen hat er dazu beigetragen, das theologische Chaos in meinem Kopf zu sortieren. Auch in der Gemeinde, zu der ich mich nun hielt, wurde die Bibel systematisch ausgelegt und erklärt. Entweder beschäftigt man sich über längere Zeiträume fortlaufend mit einem Abschnitt der Bibel, oder man versucht anhand eines Themas die Aussagen der ganzen Schrift herauszufinden.

Offiziell war ich noch immer ein Mitglied der römisch-katholischen Kirche. Auch das wollte ich nun überdenken und befasste mich zum ersten Mal mit

der Lehre dieser Kirche. Dabei hielt ich mich nicht mit Randfragen auf, bei denen man, ohne Schaden zu nehmen, verschiedener Meinung sein kann, sondern was mich interessierte, war die katholische Auslegung der zentralen Botschaft der Errettung durch den Glauben an Jesus Christus. Ich besorgte mir ein Lehrbuch über Dogmen¹. Schon die Erläuterungen im Vorwort machten mich stutzig: Der Lebenswandel der Päpste habe keinen Einfluss auf die Unfehlbarkeit ihrer lehrmäßigen Entscheidungen, hieß es. Als Beispiel aus der umfangreichen Lektüre der Dogmen will ich hier nur ein Zitat anführen, kann aber jedem Katholiken nur wärmstens empfehlen, mehr davon zu lesen, um die tatsächliche Lehre seiner Kirche kennenzulernen. Erst dann kann man meiner Meinung nach eine Entscheidung darüber treffen, ob man katholisch sein will. Im Kapitel über Gnade steht unter Punkt 830:

»Wer behauptet, der rechtfertigende Glaube sei nichts anderes als das Vertrauen auf die göttliche Barmherzigkeit, die um Christi willen die Sünden nachlässt, oder dieses Vertrauen allein sei es, wodurch wir gerechtfertigt werden, der sei ausgeschlossen.«

¹ Neuner-Roos: *Der Glaube der Kirche*, neu bearbeitet von Karl Rahner und Karl-Heinz Weger. Verlag Friedrich Pustet, 9. Auflage 1971.

Ich möchte dieser Aussage ein Zitat aus dem Brief an die Epheser gegenüberstellen:

»Denn aus Gnade seid ihr errettet durch Glauben, und das nicht aus euch, Gottes Gabe ist es; nicht aus Werken, damit niemand sich rühme« (Brief an die Epheser, Kapitel 2, Vers 8).

Lieber wollte ich nicht darauf warten, bis jemand meinen »falschen« Glauben entdecken und mich ausschließen würde – ich zog selbst die Konsequenzen und gehöre seitdem keiner Denomination mehr als Mitglied an. Leider gibt es ganze Bibliotheken voll mit Büchern, die das ergänzen oder wegerklären wollen, was in der Bibel geschrieben steht. Ob es nicht besser wäre, einfach das zu tun, was man verstanden hat?

Genau das habe ich mit wechselndem Erfolg in den letzten Jahren versucht. Wäre mein Glück allerdings vom Ergebnis meiner Bemühungen abhängig, müsste ich inzwischen längst wieder den alten Frust verspüren. Vollkommen bin ich nämlich noch immer nicht. Bei uns gibt es den Ausspruch: »Jeder hat so seinen Vogel.« Genau genommen habe ich sogar mehrere und bin ein eher unkonventioneller Typ in Gottes großer Familie.

Gott ist kein Spaßverderber

Wenn ich die Wahl habe, mit einer Seilbahn auf einen Berg zu fahren oder zu Fuß zu gehen, dann gehe ich lieber. Wenn ich zwischen einer neuen Ski-Ausrüstung und einem eleganten Wintermantel wählen kann, nehme ich die Skier. Wenn ich mir die Arbeit aussuchen kann, ist mir Fliesenlegen lieber als Fensterputzen. In einem Wohnmobil würde ich den Urlaub mehr genießen als in einem guten Hotel, und mehr als drei Tage hintereinander ohne jede sportliche Betätigung finde ich schon fast unerträglich.

Ich bin sehr dankbar, dass meine Familie und mein Freundeskreis diesen Neigungen mit so viel Verständnis oder zumindest mit Nachsicht begegnen. Sogar Gott scheint diese »Schwächen« zu berücksichtigen, denn er hat es gut gefunden, mir drei sehr unkomplizierte, sportliche Söhne anzuvertrauen, die genau meine Wellenlänge haben.

Auch mein Mann hat sich mit meiner Art mehr als nur abgefunden. Ich bezweifle, ob sich ein zweiter Ehemann findet, der seiner Frau eine Axt schenkt. Thomas hatte diese originelle Idee und fand das dann auch noch ganz normal. Wir wohnten längere Zeit in einem alten Bauernhaus, das wir unter anderem mit drei Kachelöfen heizten. Alle drei bis vier Jahre rück-

te in den Ferien die ganze Familie ein paar Wochen lang aus, um Brennholz aus dem Wald zu holen. Mein Mann fällte mit der Motorsäge die Bäume, die Jungen und ich entfernten die Äste (bei uns gibt es fast nur Fichten) und maßen die Stämme vier Meter lang ab. Für diese Arbeit habe ich die Asthacke bekommen.

Mein Mann hat sie mir auch nicht wieder weggenommen, als ich bei einem gut gezielten Hieb falsch stand und nicht nur den Ast, sondern anschließend auch noch meinen eigenen Fuß getroffen habe. Was ein richtiger Holzknecht sei, meinte er, habe sich mindestens einmal gehackt und einmal geschnitten. Leider habe ich die Axt später verloren, als wir beim plötzlichen Aufziehen eines schweren Gewitters nach Hause gelaufen sind.

Der Grund, warum ich meine etwas ungewöhnlichen Lebensgewohnheiten hier erwähne, ist nicht, dass ich jemanden zum Nachahmen dieser Einzelheiten ermutigen will. Man braucht weder Holzhacken können noch als Skilehrer arbeiten – was ich einige Zeit mit großer Freude tat –, um glücklich zu sein. Doch für mich verbindet sich mit diesem Andersseindürfen eine befreiende Entdeckung. Gott ist kein Sadist, der prinzipiell alles verbietet, was Spaß macht. Das genaue Gegenteil ist richtig. Er gibt über-

strömendes Leben und eine Freude, die keinen bitteren Nachgeschmack hat. Mit ihm kann man das Leben erst richtig genießen.

Wegen meiner früheren Erlebnisse ist mir das Thema Vergebung wichtig geworden. Ich möchte aber nicht, dass der Eindruck entsteht, als stünde mein Leben unter dem Motto: »Tu, was du willst – geht etwas schief, Gott vergibt dir gern.« In einer Beziehung, die von Zuneigung und Dankbarkeit geprägt ist, nimmt man gerne Rücksicht auf die Wünsche seines Gegenübers, und als Christ ist man in der glücklichen Lage, zu wissen, was Gott wünscht. Er hat sich in seinem Wort festgelegt und ändert seine Meinung nicht willkürlich.

Wenn ich im Rückblick die beiden Abschnitte meines Lebens vor und nach meiner Begegnung mit Jesus Christus auf den Punkt bringen soll, dann auf folgende Weise: Über den Gegenspieler Gottes, den Teufel, habe ich eine treffende Definition gehört: »Er verspricht viel, gibt wenig und nimmt alles.« Wenn ich an meine Vergangenheit denke, trifft das den Nagel auf den Kopf. Mir wurde viel versprochen, wenig gegeben und alles genommen. Mein Anfang war gut, doch dann ging es kontinuierlich abwärts.

Am Beginn meines Lebens als Christ war ich ein körperliches und seelisches Wrack. Man hat mich wie

eine ausgepresste Zitrone weggeworfen. Wie ein guter Vater hat Gott mich aufgezogen. Die Verheißungen in seinem Wort sind keine leeren Versprechungen.

»Und beständig wird der Herr dich leiten, und er wird deine Seele sättigen an Orten der Dürre und deine Gebeine stärken. Dann wirst du sein wie ein bewässerter Garten und wie ein Wasserquell, dessen Wasser nicht versiegen« (Jesaja, Kapitel 58, Vers 11).

Wertvoll, weil geliebt

Heute kann ich sagen, dass ich mich in meiner Haut wohlfühle. Ich bin wertvoll – nicht, weil ich etwas leiste, sondern weil ich geliebt bin. Umstände können an diesem Sachverhalt nichts ändern.

»Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi? Drangsal oder Angst oder Verfolgung oder Hungersnot oder Blöße oder Gefahr oder Schwert? ... Denn ich bin überzeugt, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgendein anderes Geschöpf uns wird scheiden können von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn« (Brief an die Römer, Kapitel 8, Verse 35 bis 39).



VON MOHAMMED ZU CHRISTUS

ALI ÇOBANOGLU

»Keine Bewegung – Raubüberfall!« Mit diesen hastig gesprochenen Worten und einer gezückten Pistole stand ich vor den zwei Verkäuferinnen eines Lebensmittelgeschäfts im Westerwald. Entsetzt schrien sie »Hilfe!«, aber ihr Schrei blieb ungehört, da wir die Mittagszeit abgewartet hatten – kein Kunde war im Laden.

Wir – mein Freund und ich – waren keine Profis. Ohne Maske und – was sich als weit tragischer erweisen sollte – ohne jede Erfahrung hatten wir den Laden gestürmt. Während die verängstigten Frauen zitternd ihre Hände hochhielten, rannte mein Freund zur Ladenkasse, räumte sie leer, lief mit der Beute aus

dem Laden und verschwand mit seinem Auto von der Bildfläche, um mich mit grimmigem Gesicht vor den beiden hilflosen Frauen im Stich zu lassen.

Nun stand ich hier. Mit der geladenen Pistole in der Hand und von meinem »Freund« gelinkt. Jetzt schrie ich innerlich um Hilfe, denn erst jetzt durchschaute ich das finstere Spiel, das man mit mir getrieben hatte, und eine Illusion zerbrach. Vor meinen Augen rollte in Sekundenschnelle der Film meines Lebens ab. Als mir die Ausweglosigkeit meiner Situation bewusst wurde, warf ich meine Pistole weg und sagte den beiden Frauen, die immer noch mit erhobenen Händen vor mir standen: »Habt keine Angst, ich tue euch nichts. Ich habe Mist gemacht und muss dafür bestraft werden. Ruft die Polizei!«

In diesem Augenblick betrat ein junger Mann ahnungslos den Laden. Als ihm die Situation bewusst wurde, in die er hineingeraten war, wollte er fluchtartig den Laden verlassen. Ich rief ihm zu: »Ruf die Polizei, ich werde nicht weglaufen!«

Zehn Minuten später eilten zwei Polizisten mit gezogener Pistole in den Laden, der sich inzwischen mit Leuten gefüllt hatte. Auch vor dem Laden stand eine Menge Schaulustiger. So war die Frage der etwas verwirrten Polizisten verständlich: »Wer ist denn hier der

Räuber?« Ich meldete mich daraufhin artig und streckte meine Hände widerstandslos den Handschellen entgegen. Eine der beiden Verkäuferinnen hatte sich inzwischen von dem ersten Schock erholt und fühlte sich nun stark genug, mir ein paar Ohrfeigen zu verpassen. Selbst wenn ich gekonnt hätte, ich hätte mich nicht dagegen gewehrt. Diese Schläge waren verdient.

Die Polizisten brachten mich zur Polizeistation nach Montabaur, wo ich in eine Zelle gesteckt wurde. Am nächsten Tag wurde ich dem Haftrichter vorgeführt und anschließend zur Untersuchungshaft nach Koblenz gebracht. Dort in der 2 mal 3 Meter großen Zelle in Montabaur verbrachte ich eine schlaflose Nacht. Aufgewühlt von den Ereignissen des Tages und der großen Enttäuschung, dachte ich über mein Leben nach. Das war's also. Wo sind nun meine »Freunde«? Zum ersten Mal in meinem Leben schrie ich zu Gott: »War das richtig, dass ich aufgehört habe, an Mohammed zu glauben? Zeige mir bitte Deinen Weg und hilf mir!«

Meine Heimat stand vor meinen Augen, das kleine Dorf in Ostanatolien, wo ich meine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Dort, nicht weit von den schneebedeckten Gipfeln des Gebirges Ararat entfernt, lebten meine Eltern und Geschwister in großer Armut. Mein Vater war Schafhirte in dieser rauen und unfruchtba-

ren Gegend, die oft von Hungersnöten heimgesucht wurde. Im Sommer litten wir unter unerträglicher Hitze, während im Winter oft meterhoch der Schnee lag und der getrocknete Kuhmist nicht reichte, um unser kleines Haus, dessen zwei Zimmer 12 Personen beherbergen mussten, einigermaßen zu heizen.

Der Wunsch meiner islamischen Eltern war, dass ich als ihr zweitältester Sohn einmal »Hodscha« (islamischer Priester, Vorbeter) würde. Obwohl meine Eltern Analphabeten waren, sorgten sie dafür, dass wir Kinder zur Schule gingen. Zusätzlich besuchte ich täglich für zwei bis drei Stunden die »Medrese«, eine inoffizielle Schule, die von fanatischen Muslimen geleitet wurde, um uns Unterricht im Koran und in der arabischen Sprache zu geben. Als ich 13 Jahre alt war, kam ich in eine offizielle Hodscha-Schule, wo ich für meinen zukünftigen geistlichen Beruf ausgebildet wurde. Mit 20 Jahren bestand ich meine Prüfung und zur großen Freude meiner Eltern und Verwandten wurde ich der erste »Hodscha« meines Dorfes.

Jeden Morgen, »bevor man den Wolf vom Schaf unterscheiden konnte« – so lautete die Vorschrift – musste ich aufstehen, jeweils dreimal meine Hände, Füße und mein Gesicht waschen sowie meinen Mund und meine Nase ausspülen. Dann stieg ich auf einen

Hügel oder ein Dach, um das in der Dämmerung liegende Dorf mit dem Ruf zu wecken: »Allahu akbar ...« – »Allah ist groß. Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein wahrer Prophet. Gott segne Mohammed. Beten ist besser als schlafen. Kommet zum Gebet!«

Mehr oder weniger schlaftrunken kamen dann nach und nach die Bewohner des Dorfes in einem Haus zusammen, das einen Ersatz für die fehlende Moschee darstellte. Hier betete ich täglich fünfmal meine Gebete auf Arabisch und las die entsprechenden Suren aus dem Koran, die allerdings keiner von den Anwesenden verstehen konnte. Wer besonders fromm war, betete anschließend 33-mal »Allah ist groß, Mohammed ist sein Prophet, Allah ist gnädig ...«, wobei er sein »Teshbih« (eine Art Rosenkranz) zählte. Ich war nun der angesehenste und mächtigste Mann im Dorf – der Stolz und die Freude meiner Eltern.

Doch diese Freude meiner Eltern dauerte nur etwa 10 Wochen. Mich quälten starke Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Koran. Angefangen hatten diese Zweifel schon vor Jahren, als ein armenischer Freund mir zwei Argumente gegen meinen Glauben vorbrachte:

1. Es sei Unsinn zu glauben, die arabische Sprache sei die »heilige« Sprache, die allein im Paradies gesprochen wird. Gott spricht und versteht jede Sprache,

meinte mein Freund. Das schien mir einleuchtend zu sein, denn schließlich konnte ich mich bereits in drei Sprachen verständigen: Kurdisch, Türkisch und Arabisch. Sollte Gott, mein Schöpfer, dagegen nur eine Sprache sprechen und verstehen?

2. Es ist eine Fälschung, wenn im Islam behauptet wird, Abraham hätte Ismael und nicht Isaak opfern sollen. Die anderen heiligen Bücher (die Bibel) würden etwas anderes lehren.

Obwohl ich seine Behauptungen nicht nachprüfen konnte – leider gab es in unserem Dorf keine Bibel –, wurde mein Vertrauen zum Koran erschüttert. Bei jedem Dienst als »Hodscha« fühlte ich mich wie ein Heuchler, der selbst nicht von dem überzeugt ist, was er anderen verkündigt. Schließlich hielt ich es nicht mehr länger aus und an einem Freitag erklärte ich den versammelten Gläubigen: »Liebe Geschwister, ich fühle mich vor Euch wie ein Lügner. Was ich Euch gepredigt habe, glaube ich selbst nicht. Deswegen kann ich nicht mehr länger Euer Hodscha sein.«

Die Anwesenden waren wie vom Schlag getroffen. Sie wurden sofort aggressiv, begannen mich zu schlagen und spuckten auf mich. Andere liefen zu meinen Eltern und Geschwistern und sagten, dass sie diese Schande, die ich auf meine Familie gebracht hätte,

nur auslöschen könnten, wenn sie mich töten würden. Meine Eltern weinten. Endlich hatte ihr Sohn es zu etwas gebracht, und nun diese Schande!

Es war klar, dass ich unter diesen Umständen nicht länger zu Hause bleiben konnte, und so zog ich nach Bingöl, einer größeren Stadt: Dort suchte ich ziemlich hoffnungslos und verzweifelt nach Arbeit, bis ich nach einigen Tagen zum ersten Mal in meinem Leben kurdische Sozialisten kennenlernte, die mich sehr freundlich ansprachen und zu sich einluden. Ihre Freundlichkeit, ihre Vaterlandsliebe und ihre Lebensideale zogen mich sehr stark an und bald lernte ich, ein stolzer Kurde zu sein.

Als die Situation 1978 für uns sehr kritisch wurde, reiste ich mit einer Anzahl Gleichgesinnter nach Deutschland aus, um dort zu studieren, Geld zu verdienen und die kurdischen Patrioten zu unterstützen.

Zunächst wohnte ich in Bad Godesberg, später im Westerwald. Ich studierte die Werke von Karl Marx und Friedrich Engels und wurde ein überzeugter Sozialist, weil ich keine Alternative kannte. Da ich ziemlich fleißig war, verdiente ich gut und konnte auch meine Eltern unterstützen.

Um auf Dauer in Deutschland bleiben zu können, hatte man mich überredet, 1982 eine Scheinehe mit einer deutschen Frau einzugehen. Wir trafen uns nur

am Standesamt, um dann wieder auseinanderzugehen. Doch drei Jahre später reichte sie die Scheidung ein, weil ich nicht einsehen konnte, für meine Scheinfrau, mit der ich nie zusammengelebt hatte, Unterhaltsgeld zu zahlen.

Unter den vielen Kurden, die ich in Deutschland kannte, hatte ich einen guten Freund. Wir hatten in Hachenburg eine gemeinsame Wohnung. Später heiratete er und geriet in eine finanzielle Krise. In dieser Not bat er mich, ihm Geld zu leihen. Es war eine größere Summe, die er auch pünktlich zum abgemachten Termin zurückzahlte, sodass ich keine Bedenken hatte, ihm auch ein zweites Mal Geld zu leihen. Als er dann aber nach wenigen Wochen ein drittes Mal Geld von mir haben wollte, war ich am Ende meiner Reserven. Wir befanden uns in seinem Auto auf dem Weg nach Montabaur, als ich ihm mitteilte, dass ich nun auch kein Geld mehr hatte. Als wir uns dem Ortseingang eines Dorfes näherten, fragte er mich plötzlich: »Was hältst du von einem Raubüberfall in diesem Dorf?« Während ich einerseits traurig darüber war, ihm finanziell nicht helfen zu können, und andererseits etwas empört und überrascht über seinen Vorschlag, raunte er mir grinsend zu: »Hast du etwa Muffe davor?«

Mit dieser Bemerkung hatte er meinen Stolz getroffen. Ich gab lachend zur Antwort: »Angst? Vor wem? Ich mache mit!« Wenige Minuten später kam es zu dem anfangs geschilderten stümperhaften Raubüberfall.

Nun brannte in mir nur noch das Verlangen, mich zu rächen, diesen Verräter umzubringen!

Nach 13 Monaten Untersuchungshaft kam es im März 1987 zur Verhandlung in Koblenz. Da ich mich selbst gestellt und alles zugegeben hatte, lautete das Urteil: vier Jahre Freiheitsstrafe. Zuerst kam ich nach Duisburg-Hamborn und anschließend wurde ich nach Schwerte-Ergste verlegt.

Bereits in Koblenz hatte ich als Antwort Gottes auf mein Gebet in Montabaur ein türkisches Neues Testament bekommen. Bisher – und ich befand mich inzwischen etwa 8 Jahre in Deutschland – hatte mich nie irgendein Christ angesprochen oder ein Traktat in die Hand gedrückt. Etwa ein Jahr lang las ich in diesem Neuen Testament und mir wurde klar, dass Gott von mir erwartete, dass ich zu Ihm umkehre und mit meinem gottlosen Leben breche.

In Duisburg-Hamborn lernte ich zum ersten Mal in meinem Leben einen überzeugten Christen kennen, Herrn Schneider. Er leitete in diesem Gefängnis einen Bibelkreis, der sich einmal in der Woche traf. Nachdem

ich zum ersten Mal an diesem Bibelkreis teilgenommen hatte, platzte ich am Ende der Stunde heraus: »Du erzählst uns viel über Jesus Christus. Aber es gibt doch schließlich auch andere Themen. Wie denkst du über den Frieden in dieser Welt?«

Er antwortete: »Ich gehöre auch zu einer Friedensgruppe. Mein Friede ist Jesus Christus. Wer an Ihn glaubt, hat Frieden, und wer Ihn verachtet, hat keinen Frieden.«

Diese schlichte Antwort traf mein Herz und Gewissen. Ich war sprachlos und als er erstaunt fragte: »Warum sagen Sie nichts mehr?«, antwortete ich: »Das hat mir gereicht, ich habe keine Fragen mehr.«

»Ich sehe, dass Sie ein suchender Mensch sind. Auf welcher Zelle liegen Sie?«

»Zelle 153, Abteilung II.«

»Ich werde kommen und Sie besuchen.« Natürlich rechnete ich nicht mit seinem Besuch, aber bereits etwa eine Stunde später betrat er meine Zelle und brachte mir eine türkische Bibel und einige Briefmarken mit. Er fragte mich, ob er in dieser Zelle für mich beten dürfe. Ich hatte nichts dagegen und erwartete, dass er – wie ich es früher als Muslim gewohnt war – ein Gebet herunterleiern würde. Aber stattdessen kniete er auf dem Boden nieder und sprach zu Gott wie zu

einem Freund: »Herr Jesus, hilf diesem jungen Mann, Dich zu finden, und löse Du seine Probleme! Amen.«

Nach diesem Gebet konnte ich meine Tränen nicht länger zurückhalten. Es war das erste Gebet, das ich von einem Christen gehört hatte, und so fragte ich ihn tief bewegt: »Wann werden wir uns wiedersehen?«

»Ob wir uns wiedersehen, weiß ich nicht. Aber wenn Sie sich bekehren und Jesus Christus als Ihren Retter annehmen, werden wir uns spätestens im Himmel wiedersehen.«

Das war und blieb bis heute meine einzige Begegnung mit diesem Mann, denn bereits eine Woche später wurde ich nach Schwerte-Ergste verlegt. Hier hatte ich nun Zeit und auch die Möglichkeit, anhand der Bibel meine langjährigen Fragen aufzuarbeiten. Hatte Abraham Isaak oder Ismael opfern sollen? Ich begann, das erste Buch Mose zu lesen, und nach 22 Kapiteln wusste ich die Antwort der Bibel und gab meinem damaligen armenischen Freund recht.

Wenige Tage später wurde plötzlich und unerwartet meine Zellentür von einer älteren Dame geöffnet, die sich als Frau Lehmkuhler, die Anstaltspastorin, vorstellte. Sie lud mich zu ihrem Bibelkreis ein, übergab mir aber auch eine Tafel Schokolade und ein Päckchen Kaffee, deren Wert nur der zu schätzen weiß,

der einmal »gesessen« hat. Meine Antwort auf ihre freundliche Einladung lautete: »Wenn ich Zeit habe, werde ich vielleicht mal Ihren Kreis besuchen.«

Nun, Zeit gehört zu den wenigen Dingen, die im Knast reichlich vorhanden sind, und so dauerte es nicht lange, bis ich regelmäßiger Besucher dieses Bibelkreises war.

Abends, auf meiner Einzelzelle, hatte ich dann immer viel Stoff zum Nachdenken. Mir wurde klar, dass Gott von mir eine bewusste Umkehr zu Ihm erwartet. Doch eine Stimme in mir sagte: »Das hast du nicht nötig. Du bist kein Sünder. Du hast zwar einen Raubüberfall gemacht, aber dafür sitzt du jetzt schließlich im Knast, und damit ist dieser Ausrutscher ausgeglichen.«

Auch quälten mich Fragen, die nur ein Muslim nachempfinden kann: »Wie ist das möglich, dass Gott einen Sohn hat?« Diese Behauptung war für mich ehemaligen Muslim eine Gotteslästerung. »Shirk« (Zugesellung) ist für einen Muslim die schwerste Sünde, die man begehen kann. Deshalb wird Jesus Christus als Sohn Gottes im Islam schroff abgelehnt, weil sie darunter verstehen, dass Gott Maria zur Frau hatte und Jesus, den Sohn, gezeugt habe. Wer Gott einen Partner zur Seite stellt, begeht nach islamischem Glauben die Sünde, die niemals vergeben wird.

Doch die Unruhe in meinem Herzen wurde immer größer. Was würde geschehen, wenn ich jetzt vor Gott stehen müsste? Etwa 6 Monate lang quälte ich mich mit diesen Gedanken. Doch im November 1987 geschah das große Wunder in meinem Leben. Der Beamte hatte gerade die Zellentür abgeschlossen und eine gute Nacht gewünscht. Während es um mich herum still wurde, begann in mir ein Kampf. Verzweifelt und mit Selbstmordgedanken geplagt, sagte ich mir: »Jetzt oder nie!«

Wieder schlug ich meine Bibel auf und las die Worte in Johannes 14,6: *»Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater als nur durch mich.«*

In meiner Not rief ich laut: »Jesus, ich will doch zu Dir kommen, warum kann ich nicht?!«

Schließlich lag ich weinend und zitternd auf meinen Knien und betete: »Herr Jesus, Du bist auf diese Erde gekommen, um am Kreuz auch für mich zu sterben. Bitte, vergib mir meine Sünden!«

Nach diesem Gebet stand ein neuer Mensch auf. Meine Hoffnungslosigkeit war einer tiefen Freude gewichen. Alle Rachedgedanken und meine Einsamkeit waren verschwunden, denn ich wusste: Jesus ist bei mir. Weil ich Gottes Liebe und Vergebung erfahren hatte, konnte ich sogar meinem »Freund«, der mich

betrogen und im Stich gelassen hatte, vergeben. Meine Freude war so groß, dass ich sie nicht für mich behalten konnte. Sofort schrieb ich auf drei Seiten die Geschichte meiner Umkehr zu Gott und schickte sie der Kalendermission, von der ich einen türkischen Kalender in meiner Zelle hängen hatte.

Am nächsten Tag ging ich mit großer Freude zum Bibelkreis, um dort den anderen meine Bekehrung zu bezeugen. Nie werde ich vergessen, wie Frau Lehmkuhler nach dieser Mitteilung auf mich zuing, mich in den Arm nahm und mir das alte Lied von Isaac Watts sang: »Ist's wahr, dass Jesus starb für mich und büßte meine Schuld?« Der Refrain dieses Liedes »An dem Kreuz brach der Morgen mir an, und des Blinden Auge ward aufgetan ...« drückte genau aus, was ich in der vergangenen Nacht erfahren hatte: Mir waren die Augen für den Sohn Gottes geöffnet worden!

Es dauerte nicht lange, bis ich auf meiner Abteilung als »der Fromme« bekannt war. An einem Tag, als ich zum ersten Mal Wochenendurlaub beantragt hatte, war ich ziemlich niedergeschlagen, weil ich keine Kontaktperson hatte, bei der ich den Wochenendurlaub hätte verbringen können. Ein Gefangener, der mich beobachtet hatte, rief spottend: »Was guckst du bedeppt? Hilft dir dein Jesus nicht mehr?«

Ich versuchte ihm zu erklären, dass ich daran keinen Zweifel hätte, ich aber trotzdem traurig wäre, weil ich nicht wüsste, wo ich meinen Urlaub verbringen könnte. Darauf meinte er: »Ach, ich kenne draußen jemand, der ist genauso ein frommer Spinner wie du. Ich geb dir seine Adresse, vielleicht nimmt er dich auf.«

Glücklich über diesen Hoffnungsschimmer rief ich ihm zu: »Mann, siehst du, Jesus hilft mir doch, und dazu noch durch dich!«

Wenige Tage später bekam ich den ersten Besuch – ein Ehepaar, dessen Adresse mir vermittelt worden war.

Obwohl ich sie bisher nie gesehen hatte, waren sie mir nicht fremd. Nachdem ich ihnen meine Geschichte erzählt hatte, sagte mir der Mann: »Du bist mein Bruder und jederzeit herzlich willkommen bei uns!«

Das nächste Wochenende verbrachte ich bei diesem lieben Ehepaar – sie wurden mir in den folgenden Monaten zu Vater und Mutter. Dort besuchte ich mit ihnen auch zum ersten Mal in meinem Leben eine Zusammenkunft von Christen. Auch wenn ich vieles noch nicht einordnen konnte, ich fühlte mich dort zu Hause.

Als sie mich abends zurück zum Gefängnis brachten, gaben sie mir noch eine wichtige Information mit: In Deutschland ist es möglich, bei sehr guter Führung

auf Antrag mit der Halbstrafe entlassen zu werden. Am nächsten Tag hatten wir »Zusammenschluss«, d. h., die Gefangenen durften sich innerhalb unserer Abteilung gegenseitig besuchen. Ich ging zu Ulrich, der mir die Adresse gegeben hatte, und fragte ihn, ob er bereit wäre, meinen Antrag auf Halbstrafe zu tippen. Er erklärte mir, dass ich nicht ganz dicht sei, denn ohne Anwalt sei ein solcher Antrag unsinnig. Ich sagte ihm, er möge doch bitte schreiben, weil mein Deutsch so schlecht sei, ansonsten würde schon Jesus Christus in dieser Sache mein Anwalt sein.

Auch die Anstaltsleitung lachte mich aus, als ich meinen Antrag abgab, und ein Beamter, mit dem ich mich ansonsten gut verstand, machte sich besonders darüber lustig. »Wenn Sie an Jesus Christus glauben, werden Sie noch größere Wunder erleben«, gab ich ihm zur Antwort und betete für diese Angelegenheit.

Am Vorabend meiner Entlassung hatte ich das Gefühl der besonderen Gegenwart Gottes in meiner Zelle. Irgendwie bekam ich die Gewissheit, dass ich bald entlassen würde. Meine Freude war groß.

Als mir am anderen Morgen der vorher spottende Beamte zurief, er hätte mir etwas mitzuteilen, sagte ich ihm, dass das nicht nötig sei. Ich wusste auch

so, dass ich entlassen wäre. Wenige Minuten später kam die Anstaltspastorin zu mir mit meinem neuen Freund, der gekommen war, um mich abzuholen. Um 15 Uhr verließ ich freudestrahlend mit zwei Pappkartons, die meinen ganzen Besitz darstellten, das Gefängnis. Ich war frei!

Doch nun begannen andere Schwierigkeiten, denn ich war als »Knacki« abgestempelt und hatte keinen erlernten Beruf.

Kurz nach meiner Entlassung sagte eine Beamtin zu mir: »Wir werden Sie, genauso wie jeden anderen, in die Türkei abschieben!« So erhielt ich nur eine »Duldung«. Meine Entlassung kam aber für die Behörden so unerwartet schnell, dass sie meine Abschiebung noch nicht genügend vorbereitet hatten. So wohnte ich zunächst in einem staubigen, fensterlosen Keller-raum und wälzte mich des Nachts unruhig auf meinem Lager. Immer wieder kam der Gedanke: *Heute wirst du abgeschoben!* Einige meiner früheren Freunde, die man abgeschoben hatte, lebten bereits nicht mehr. So wurde der psychische Druck immer größer. Die »Duldung«, ein DIN-A4-Blatt, wurde immer nur für 3 Monate verlängert. Die Traurigkeit und Einsamkeit wurden so groß, dass ich betete: »Herr Jesus, bitte nimm mich weg von dieser Erde zu Dir!« Aber Gott

tröstete mich durch die Verheißung »*Ich komme bald!*«. In dem Bewusstsein, dass Er jede Träne abwischen wird, dass dann kein Leid und kein Geschrei mehr sein wird, konnte ich diese innere Not durchstehen.

Obwohl ich als vorbestrafter Ausländer wenig Chancen hatte, eine Arbeitsstelle zu bekommen, konnte ich bald als Hilfsarbeiter und Pflasterer arbeiten. Und nicht nur das. Ich lernte meine Frau kennen, die auch vor Kurzem zum Glauben an Jesus Christus gekommen war, und im September 1989 konnten wir heiraten.

Aber auch hier war eine Hürde zu überspringen. Eine Woche vor der Hochzeit verweigerten die Behörden die standesamtliche Trauung. Die Hochzeits-einladungen waren aber schon verschickt! Doch der lebendige Gott hatte auch da einen Weg für uns. Die standesamtliche Trauung fand in Dänemark statt, und etwas später konnten wir hier die Hochzeit nachholen. »*Werft euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat!*« »*Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir.*« Diese Verheißungen aus der Bibel stärkten und ermutigten uns oft in Zeiten der Not, wo wir keinen Ausweg sehen konnten.

Natürlich war es mir ein großes Anliegen, von meinen Angehörigen in Kurdistan etwas zu hören. Im Sommer 1988 tauchte plötzlich mein Bruder bei mir

auf, den ich über 10 Jahre nicht mehr gesehen hatte. Er war noch sehr jung und konnte kein Deutsch außer »ja« und »nein«. Auch er litt unter der schweren Arbeit und unter der Einsamkeit. Da auch ich als Plattenleger hart arbeiten musste, fand ich nicht viel Zeit, mich um meinen Bruder zu kümmern. Er blieb 6 Wochen bei mir und verschwand dann so plötzlich, wie er gekommen war. Aber er hatte eine Bibel mitgenommen.

Einige Monate später bekam ich einen Brief von meiner Schwägerin. Sie war bereits sieben Jahre mit meinem Bruder verheiratet, konnte aber leider kein Kind bekommen. Ein Arzt hatte ihr ein besonderes Medikament empfohlen, das Abhilfe schaffen könnte. Da die Kosten für dieses Medikament aber in der Türkei enorm hoch waren, bat sie mich, ihr doch die gewünschten Tabletten zu schicken. Ich beriet mich mit einem befreundeten Arzt, der mir aber riet, die Finger davon zu lassen. Er informierte mich über die akute Gefahr, dass dann ein behindertes Kind zur Welt kommen könnte. So betete ich und schickte ihr eine Kasette, auf der ich den Rat gab, nicht Hilfe bei Ärzten zu suchen, sondern ihr Leben erst einmal Jesus Christus zu übergeben. Wenn es Gott gefallen würde, könnte Er auch bewirken, dass sie ein Baby bekommen könnte. Die 150 DM, die das Medikament gekostet hätte, hat-

te ich ihr beigelegt, damit sie nicht den Eindruck bekommen konnte, als wollte ich ihr einen billigen Trost senden. Zwei Monate später bekam ich die Nachricht, dass sie schwanger geworden sei; und weitere fünf Monate später rief mich mein Bruder Abraham an und bekannte unter Tränen: »Wir beten jetzt denselben Gott an wie Du. Meine Frau hat Deinen Rat befolgt und wir haben dann diese Gebetserhörung erlebt.« So hat Gott auch schon dieses zweite Wunder in meiner Familie getan.

Die Geschichte des Blindgeborenen aus Johannes 9, der durch die Macht Gottes sehend wurde, gehört zu den biblischen Berichten, die ich besonders liebe. Auch ich war als Muslim jahrelang blind für die Wahrheit der Bibel, aber Gott hat mir die Augen geöffnet. Nun ist es mir und meiner Frau ein Anliegen, diesen wunderbaren Gott den vielen Türken und Kurden hier in Deutschland, aber auch in meiner Heimat, bekannt zu machen. Das ist nicht leicht. Fanatische Muslime sind der Überzeugung, dass sie sich den Himmel verdienen, wenn sie einen Abtrünnigen töten. Verständlicherweise begegnet mir oft Hass, wenn ich meinen Landsleuten erzähle, dass ich Christ geworden bin.

Als ich einmal von Freunden eingeladen wurde, bei einer Büchertisch-Arbeit in Dortmund mitzumachen

und mich damit in der Öffentlichkeit auf die Seite Jesu zu stellen, hatte ich zunächst große Angst. Doch als ich gebetet und die Verheißung »Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir!« in Gottes Wort gelesen hatte, bekam ich neuen Mut.

Ich ging mit auf die Straße und wurde, wie befürchtet, von drei Türken, von denen einer ein »Hodscha« war, bedroht. »Wir werden dich töten, wir werden nicht zulassen, dass du christliche Propaganda unter unseren Landsleuten verbreitest!« Doch Gott half mir, freundlich zu ihnen zu bleiben, und so sagte ich zu dem »Hodscha«: »Wissen Sie, was Sie eben getan haben? In Gottes Augen sind Sie ein Mörder. Sie bedrohen mich mit dem Tod, weil in Ihnen der Geist Satans ist. Ich mache hier keine Propaganda und werde auch nicht dafür bezahlt, sondern bezeuge, was Jesus Christus an mir getan hat. Mein Herz ist nicht mehr mit Rached Gedanken, sondern mit dem Geist Gottes und Seiner Liebe erfüllt.«

Er weigerte sich, von mir eine Bibel anzunehmen, und zerriss die Schrift, die ich ihm angeboten hatte. Ich stellte ihm noch die Frage: »Kann Ihnen Mohammed ewiges Leben geben? Jesus Christus hat mir ewiges Leben geschenkt!«

Wütend verließ er mich, nachdem er mich vergeblich aufgefordert hatte, ihm in die Moschee zu folgen.

Gott hat mir, einem ehemaligen Muslim, ein neues Leben geschenkt mit einer wunderbaren Zukunft. Ein Muslim weiß nicht, wohin er nach dem Tod kommt. »Tanrı bilir« – »Gott weiß« ist ihre Antwort. Sie kennen Gott nur als den Richter, der in der Ewigkeit ihre guten Taten und ihre bösen Taten wiegen wird. Sie kennen nur den »fünffachen Weg«, um Gott zu gefallen: tägliches Gebet, täglich Allah bekennen, einmal im Jahr Ramadan feiern, einmal selbst oder durch einen Stellvertreter Mekka besuchen und regelmäßig Almosen geben. Jesus Christus als den Sohn Gottes lehnen sie schroff ab. Sein stellvertretender Tod für uns auf Golgatha ist ihnen unvorstellbar. Der Koran erkennt Jesus nur als einen der großen Propheten neben Mose, David und Mohammed an.

Für mich ist Er der Retter und Erlöser geworden, und mein Wunsch ist, vielen Muslimen – und unter ihnen besonders den Türken und Kurden – zu bezeugen, was Gott an mir getan hat und welchen Preis Er auch für ihre Erlösung gezahlt hat.

Zum Schutz der Hauptperson wurde ein Pseudonym gebraucht.



KALTES HERZ

ANDREAS LINDNER

Die Hitze am Tag ist unerträglich. Die Nächte sind kalt hier in Niamey, der Hauptstadt von Niger – wenn auch nicht mehr so kalt wie in der Sahara, wo wir herkommen. Ich liege neben meinem Unimog im Sand. Dort drüben sitzt Hans, unser Wachtposten, um Diebe abzuschrecken. Einige der Globetrotter, die sich auch hier eingefunden haben, wurden schon bestohlen. Vom Dunkel der Nacht gedeckt haben geschickte Finger unbemerkt Schlafsäcke und Zelte aufgeschlitzt und allerlei entwendet. Ich bin voller Wut wegen dieser nächtlichen Diebstähle. Sobald Hans einen Dieb bemerkt, werde ich aufspringen und zuschlagen. Mein Entschluss steht fest: »Die müssen nicht abgeschreckt werden, sondern die brauchen einen Denkkzettel.« Dafür liegt bereits ein Montiereisen unter meinem Schlafsack bereit.

Ob einer dabei draufgeht, ist mir egal. Es hat mir noch nie etwas ausgemacht, jemanden zu verletzen. Mein Blick schweift nach oben. Die Sterne leuchten hier viel heller als zu Hause. »Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm.« Komisch, dass mir jetzt dieses Kindergebet über die Lippen kommt. Es scheint im Widerspruch zu meiner Absicht zu stehen, die Diebe brutal zusammenzuschlagen. Aber das stört mich nicht.

Meine Oma hat mir den Spruch beigebracht. Schon lange her. Damals lebte ich mit meinen Eltern in einem Dorf nahe an der Zonengrenze. Dort verlebte ich eine glückliche und behütete Kindheit.

Meine Schwester und ich gehörten zur selben Clique. Die Jungs und Mädels der Gruppe bedeuteten mir viel. Ich hatte sie gern. Eines Abends haben sie mich innerlich sehr verletzt. Es schmerzte mich. Ich wurde den Eindruck nicht los, dass ich ihnen nicht viel wert war. In dieser Zeit half mir mein Vater bei einem Referat über sein Lieblingsthema – Buddhismus. Ich hielt es vor der Schulklasse: »Das Glück liegt im Innern. Wenn man sich von allem Äußeren loslöst, kann nichts mehr diese innere Ruhe zerstören ...« Das war es! Wenn mir niemand etwas bedeutet, kann mich auch niemand mehr verletzen. Wenn ich niemand in

mein Herz reinlasse, kann niemand meinem Herzen wehtun. Mit diesem Ziel wurde ich immer stärker zum Einzelgänger und verschloss mich anderen mehr und mehr.

Träume

Damals hatte ich zwei Freunde: Reinhard und Werner. Unsere gemeinsame Leidenschaft waren Abenteuer und Streifzüge durch die Wälder. Wir bauten Blockhütten, sprengten Felsen oder machten Schießübungen mit selbst gebastelten Vorderladern. Die Ferien und viele Wochenenden verbrachten wir auf diese Weise zusammen. Einer unserer gemeinsamen Träume war, Trapper im Norden Kanadas zu werden, oder Soldat. Oder vielleicht Legionär.

Mit sechzehn schlossen mein Cousin Thomas und ich uns der Freiwilligen Feuerwehr an. Wie immer, wenn wir etwas anfangen, so taten wir es mit großer Begeisterung. Aber wir löschten nicht nur mit Wasser, sondern auch mit viel Schnaps und Bier. Thomas war mein großes Vorbild: mutig, unabhängig, schlug sich überall durch. Und er weinte nie. Aber ich hatte auch Fortschritte gemacht. Ich hatte niemanden mehr in mein Herz reingelassen, und so konnte mich niemand mehr verletzen, und nichts konnte mich mehr erschüt-

tern. Es störte mich auch nicht mehr, wenn ich jemanden innerlich verletzte. Meine Mutter litt sehr darunter, dass ich so verschlossen war. Doch das war mir egal.

Auch in der Schule war ich nun öfters betrunken. Wozu geht man da überhaupt hin? Viel interessanter war es, im Wirtshaus Karten zu spielen. Den freiwilligen Russisch-Unterricht am Nachmittag allerdings wollte ich nicht versäumen. Vielleicht kann ich das noch mal bei meinen zukünftigen Abenteuern als Soldat brauchen, dachte ich.

Mein Vater hatte wenig Zeit, weil er sich in der Firma so engagierte. Sogar die Abende und Wochenenden verbrachte er dort. Er wollte gerne, dass ich studiere, einen guten Beruf ergreife – im Hinblick auf Karriere, Familie, Haus und so weiter. Auch die Freunde meiner Eltern, die alle erfolgreich waren und zu denen ich aufblickte, rieten mir in diese Richtung. Sie hatten das alles längst. Aber ihr Herz schien leer zu sein. Wenn sie sich am Stammtisch unterhielten, merkte ich bald, dass sie auch nicht zufrieden waren.

»Wenn wir Urlaub haben, dann machen wir endlich mal, was wirklich Spaß macht. Wir fahren zum Gardasee zum Segeln ...« Oder: »Wenn ich pensioniert bin, kann ich endlich das machen, was ich will. Dann habe ich endlich Zeit für die Jagd.« Dabei dachte ich

mir im Stillen: *Wenn das Leben nur daraus besteht, das zu tun, was man will und was Spaß macht, warum studieren und bis zum Urlaub oder zur Pensionierung warten? Da mach ich doch gleich, was ich will.*

Viel Zeit verbrachte ich auf einsamen Wanderungen. Der Regen perlte von meiner imprägnierten Jacke ab, er drang nicht ein. Darunter war ich sicher. Mein Herz aber war inzwischen auch wie imprägniert. Nichts drang ein. So fühlte ich mich sicher, meine innere Ruhe blieb ungestört. Eines Abends besuchte ich meine Freundin. Spätnachts hörten wir den Rettungswagen. Ich wusste noch nicht, dass mein Cousin Thomas kurz vorher mit dem Motorrad verunglückt war.

Am nächsten Tag fand die Identifikation im Krankenhaus statt. Es stank nach Formalin. Mein Patenonkel konnte es nicht fassen, seinen Sohn so steif daliegen zu sehen. Er war erschüttert. Mein Vater auch. Ich nicht. Ich blieb kalt. Mein Herz blieb unbewegt, meine innere Ruhe ungestört. Meine Meditationen zeigten erste Früchte. Hier bei der Leichenbeschau haben wir drei Thomas zum letzten Mal gesehen. Die Frage kam auf: Wo geht er hin?

Ich hatte eine Antwort darauf. *Entweder Reinkarnation oder ein neues Leben woanders, auf jeden Fall bes-*

ser, dachte ich. Das wusste ich genau aus den parapsychologischen Büchern meines Vaters. Auch die Sterbeerlebnisse, die Arthur Ford in seinem Buch »Bericht vom Leben nach dem Tode« beschrieb, bestätigten es. Und die Lehre Buddhas auch. Ich hatte keine Angst vor dem Tod. Und vor dem Leben auch nicht. »Ich werde mich durchschlagen.«

Sobald ich den Führerschein hatte, arbeitete ich in den Ferien als Bierfahrer. Ich war mein bester Kunde. Mein Vater kannte die Schattenseiten meines Lebens nicht. Er war stolz auf mich und wir verstanden uns gut, obwohl er wenig Zeit hatte. Manchmal waren seine Freunde vom Stammtisch bei uns zu Besuch. Nach einem dieser Feste weckte mich meine Mutter. Sie weinte, kniete neben meinem Bett. »Andreas, wach auf. Papi ist tot. Verunglückt. Er fuhr noch mal weg.« Ich war überrascht. Am Abend hatte er mir noch aus dem Taucheranzug geholfen, als ich total durchgefroren vom Schwimmen im Hochwasser zurückkam.

Für meine Mutter brach eine Welt zusammen. Meine Schwester kam aus dem Internat. Ich erinnere mich an die Beerdigung. Alle waren gerührt. Doch ich stand teilnahmslos wie ein Zuschauer neben seinem Sarg.

Wettlauf mit dem Tod

Mit meinen beiden Cousins Rolf und Frank kam ich besonders gut aus. Auch mit Franks Freund John. Oft trainierten wir zusammen: Nahkampf, Ausdauer- und Überlebenstraining. John war Malerlehrling und half mir beim Herrichten unseres Hauses. Meine Mutter wollte es jetzt nach dem Tod meines Vaters verkaufen und wegziehen. »Macht es dir was aus, wenn wir das Haus verkaufen?« »Nein, Mami.« Ich sprach nicht viel mit ihr. Und schon gar nicht über das, was in mir vorging. Ich war hilfsbereit und freundlich, aber innerlich kalt. John und ich wurden bei unserem Training und durch die gemeinsame Arbeit Freunde. Einmal machten wir einen Wettlauf. Wer ist zuerst am Bahnhof?

Wir spurteten über Bahngleise, kletterten über bereitstehende Güterzüge. Genau in dem Moment, als John vom stehenden Zug sprang, fuhr auf dem Nebengleis eine Lok vorbei. Ich bemerkte die Lok rechtzeitig, duckte mich und sauste gleich weiter. Doch hinter mir hörte ich den Schotter nicht mehr unter Johns Füßen knirschen. Hinter mir blieb alles still. John musste mir eigentlich dicht auf den Fersen sein. Ich schaute mich um. Da sah ich ihn liegen, zusammengekrümmt. Die Lok hatte ihn erwischt. John

starb wenige Augenblicke später in meinen Armen. Inzwischen war auch Frank da. Er schrie laut auf und weinte.

Nach meinem Abitur zog meine Mutter nach München. Ich machte mit meiner Freundin Schluss. Sie war sehr traurig darüber. Ich tat ihr weh damit, aber ich wollte unabhängig und ungebunden sein. Freiwillig meldete ich mich zur Bundeswehr. Fallschirmjäger – das war eine neue Anforderung für mich. Die zwei Jahre in Calw und Altenstadt gefielen mir sehr. Dann wurde es langweilig, auf Dauer war es mir doch zu lasch. Ich brauchte was anderes, neue Herausforderungen. Meine Mutter war oft sehr niedergeschlagen, aber ich kümmerte mich kaum um sie. So buchte ich einen Flug in das Land des Nordens.

Fallensteller in Kanada

Nach einigen Monaten Erntehilfe für Kost und Logis bei einer sehr netten Familie trampelte ich weiter nach Norden. Ich wollte in die Wildnis. Weit oberhalb vom Oberen See lernte ich einen Fallensteller kennen. Wir verstanden uns sehr gut. Wilf lebte mit seiner Frau Bi und seiner jüngsten Tochter Britta weit draußen, weit ab von Weg und Steg. Wir jagten und arbeiteten zusammen. Überallhin, wohin wir wollten, trug das

Kanu uns. Und wir trugen das Kanu von einem See zum nächsten. Das Leben im Norden gefiel mir sehr. Mein Jugendtraum hatte sich erfüllt. Leider konnte ich nur einige Wochen bleiben. Bevor ich abreiste, redete Bi mit ihrem wortkargen Gast.

»Andreas, glaubst Du eigentlich an Gott?« »Ja.«
»Für uns ist das wichtig. Wir glauben, dass Jesus der einzige Weg zu Gott ist.« »Hm.«

Mit »Hm« meinte ich, dass sie wirklich keine Ahnung hatte von all den wunderschönen Wegen zu Gott: Magie, Erleuchtung, Hellsehen, Handlesen und die östlichen Religionen, womit ich mich viel beschäftigt hatte. Allerdings war mir noch nicht aufgefallen, dass ich trotzdem weit weg war von Gott. Ich kam allein zurecht, brauchte niemanden – auch Gott nicht.

Die Einsamkeit der Sahara und die Abenteuer der Wüste lockten mich von meinen neuen Freunden weg. Mit Georg plante ich Expeditionen durch die abgelegene Tenere in Niger, durch Algeriens Hoggar-Gebirge und nach Timbuktu in Mali. Etliche Touristen begleiteten uns und finanzierten so unsere Abenteuer. Auf diese Weise kamen wir schließlich bis Niamey, der Hauptstadt von Niger.

Hier liege ich nun neben meinem Unimog im Sand. Nachts ist es hier nicht mehr so kalt wie in der Sahara.

Die Sterne sind wirklich heller als zu Hause. Aber ich habe ja kein Zuhause. Ich schlafe ein.

Der kühle Morgenhauch umweht mich: Aufstehen! Bald geht es weiter, wieder nach Norden. Wie arm die Leute in Bilma sind. Diese kargen Oasen glitzern wie Smaragde im gelben Sand. Wir finden einen versteinerten Wald, durchforschen Höhlen nach alten Höhlenmalereien und Pfeilspitzen. Die Expeditionsteilnehmer sind begeistert.

Nach zehn Tagen Wüste kommen wir zurück nach Agadez. Die Stadt kommt mir vor wie eine grüne Perle. Der Anblick erfrischt die Augen nach den verschiedenen Gelbtönen von Sand und Fels. Als Profi verachtet Georg die Touristen, die auf der Trans-Sahara-Route hier durchreisen. Ich höre ihnen zu. Sie erzählen, wo sie waren, wo sie hinwollen und dass sie wegwollen. Haben sie denn keine Augen für die Schönheiten hier? Sie erleben das, wovon viele nur träumen. Aber sie sind unzufrieden, entwurzelt und umhergetrieben. Im Herumreisen und im Abenteuer liegt also auch nicht die Erfüllung. Wo dann?

Wahrscheinlich in Kanada. Also kehre ich zurück zu Wilf und Bi in die Wildnis von Nord-Ontario. Hier kann ich meinem Prinzip treu sein: Ich helfe dir, du hilfst mir. Da ich hart arbeite, ist es für mich selbst-

verständlich, dass ich in die Familie aufgenommen werde. Ich will niemandem etwas schuldig bleiben. Mit Wilf, Bi und Britta verstehe ich mich wirklich gut. Jeder Bereich des vielseitigen Lebens in der Einsamkeit interessiert mich brennend. Ich arbeite hart und unterrichte Britta im Rechnen. Kein Wunder, dass sie mich mögen, wo ich mich doch so toll einbringe!

Übermütig springe ich von der Treppe. Die Stufen benutze ich nie. Mein Fuß knickt um. Das Gelenk schwillt an und ich kann nicht mehr gehen. Wenn ich den Fuß nicht hochlege, werden die Schmerzen fast unerträglich. Nun müssen Wilf und Bi meine Arbeit einige Zeit mit erledigen. Das bedeutet für sie eine furchtbare Schinderei, denn alle gefangenen Fische müssen bei dem heißen Wetter sofort verarbeitet werden. Als Wilf am Abend todmüde reinkommt, versucht er noch, mich aufzumuntern. Freundlich setzt er sich zu mir. Eine eigenartige Familie.

In der Zwischenzeit ist mir einiges aufgefallen. Sie lügen nicht, sogar wenn es zu ihrem Vorteil wäre. Vielleicht haben sie ein schlechtes Gewissen dabei. Wir haben nie darüber geredet. Meine Freunde hätte ich nicht angelogen, aber ich hätte ein schlechtes Gewissen bekommen, wenn ich zum Finanzamt ehrlich gewesen wäre. Außerdem bin ich als Student einge-

schrieben und damit kostenlos versichert, unrechtmäßiger Empfänger von Waisenrente usw. So habe ich alle schlaunen Tricks ausgenutzt, mich überall allein durchgeschlagen, ohne jemanden zu brauchen. Und es hat mir nichts ausgemacht, dabei zu lügen.

Warum ist Wilf nicht wütend auf mich? Ich habe ihm doch durch meine Schuld viel Arbeit und Ärger eingebrockt. Außerdem müssen sie mich jetzt versorgen. Mir ist klar, dass ich das nie wiedergutmachen kann. Dadurch ist mein Stolz verletzt und ich bin wütend auf alle. Langsam dämmert mir, dass Wilf und Bi mich nicht deshalb mögen, weil ich so gut mitarbeiten kann, sondern einfach so. Sie lieben mich ohne Grund, einfach weil ich da bin. Das habe ich noch nie erlebt. Es ärgert mich, weil ich mich nicht revanchieren kann. Ich könnte ihre Hilfe und Freundlichkeit ablehnen. Aber das würde sie verletzen, und das will ich plötzlich nicht mehr. Es brodelte in mir.

Ich lese ein Buch, um mich abzulenken. Darin erzählt ein Mädchen, wie sie Christ wurde. Alles, was sie über Jesus sagt, weiß ich schon lange: Jesus half allen, er war ein guter Mensch. Er kam, um Sünder zu retten. Dafür starb er am Kreuz. Sünde ist so schlimm, dass man dafür sterben muss. Aber Jesus hat diese Strafe am Kreuz bezahlt für die, die Ihn in ihr Herz und ihr

Leben reinlassen. Gott liebt die Menschen und hat deshalb seinen Sohn geschickt, um uns zu ihm zurückzubringen. Das ist mir im Grunde nicht neu. Das habe ich schon im Religionsunterricht gehört. Ich schaue nachdenklich zum Fenster hinaus.

Beim Nachdenken begreife ich, dass Gott mich liebt. Er hat seinen Sohn Jesus gesandt. Für mich! Gott wollte mir immer helfen, aber ich habe seine Hilfe mein ganzes Leben lang abgelehnt. Ich dachte: *Ich komme allein zurecht*. Das wollte ich ja immer beweisen. Damit habe ich auch Gott abgelehnt. Ich habe ihn dadurch sehr verletzt – denn Er liebt mich.

Die bisher leeren Begriffe aus dem Religionsunterricht füllen sich mit Leben! Ich lese, wie Jesus im Neuen Testament Sünde beschreibt. Nach Gottes Maßstab müsste ich also verurteilt werden. Auf ein religiöses Leben ohne Gott folgt eine Ewigkeit ohne Gott. Mir wird klar, dass ich verloren bin, Vergebung brauche. Wie kann Gott vergeben? Übersieht er die Schuld? Das Kreuz ist die Antwort! Jesus hat am Kreuz meine Strafe bezahlt, ist dort für mich gestorben, an meiner Stelle. Bi hat recht gehabt. Jetzt verstehe ich, warum Jesus der einzige Weg zu Gott ist. Buddha, Hesse und Konfuzius suchten selbst nach Vergebung. Vergebung ist nur möglich durch Jesus.

Ich spreche mit Gott und Jesus – beginne, ihm zu vertrauen. Ich nehme Jesus in mein Herz auf. Tränen rin-
nen über meine Wangen. Dass dort am Kreuz jemand
an meiner Stelle stirbt, bringt mich zum Weinen! Habe
ich schon mal geweint? Es ist jedenfalls sehr lange her.

Nun bin ich wirklich ruhig und zufrieden. Gott hat
mir vergeben. Jesus ist wirklich der einzige Weg zu
Gott, wie Bi gesagt hatte. Mein Glück war früher un-
getrübt, aber leicht zerbrechlich, immer von neuen
Abenteuern abhängig. Die Grundlage für meine Ruhe
und mein Glück liegt jetzt nicht mehr in mir und mei-
nen Abenteuern. Sie liegt bei Gott und ist unabhängig
von den Umständen, in denen ich mich befinde. Mein
Bein tut noch weh, und ich muss die Hilfe anderer in
Anspruch nehmen, aber das trübt mein Glück und
meine Beziehung zu Gott nicht.

Die nächsten drei Wochen mit Wilf und Bi genieße
ich sehr. Wir verstehen uns noch besser. Ich spreche
viel mit dem Herrn Jesus und ich verstehe, was er mir
sagen will, wenn ich in der Bibel lese. Die Zeit vergeht
wie im Flug. Bald muss ich weiter und verabschiede
mich. Meine Schwester erwartet, dass ich zu ihrer
Hochzeit erscheine.

Auf dem Rückweg muss ich noch bei einem an-
deren Blockhaus vorbei, wo Wilf und Bi den Winter

zubringen werden. Es liegt einige Hundert Meilen entfernt. Am Ecksee angekommen, trennen mich nur noch wenige Seen von meinem Ziel, wo ich mein Gepäck vor einigen Wochen zurückgelassen habe. Wie gewohnt, benutze ich ein Kanu nach dem anderen. Zwischen den Seen lege ich die kurzen Tragstrecken schnell zu Fuß bis zum nächsten Gewässer zurück, wo das nächste Kanu verborgen bereitliegt.

Ich fahre aus dem Fluss hinaus auf den See, wo mich der dichte Nebel fast blind macht. Später schleckt die aufgehende Sonne den Nebel auf, wärmt mich. Sie lässt das Eis am Ufer glitzern und den Indianersommer farbenprächtig strahlen. Schnell erledige ich einige kleine Arbeiten, um die Wilf mich gebeten hatte. Er weiß, dass er sich auf mich verlassen kann. Das ist beim Zusammenleben in der Wildnis die Grundvoraussetzung. Nun verstaue ich mein Gepäck. Das eiskalte Wasser plätschert lustig um mein Paddel. Jedes Kanu verstecke ich sorgfältig, nachdem ich es benutzt habe. Es kann lebenswichtig sein, dass alles am richtigen Platz liegt und gut funktioniert.

Am Ecksee schiebe ich mich vom Ufer weg und starte den kleinen Außenborder. Beim Abdrehen heult der Motor auf und versinkt vor meinen Augen im See. *O, nein!*, denke ich. *Den Motor nicht richtig fest-*

geschraubt – wie kann mir nur so ein dilettantischer Fehler passieren? Das darf niemand erfahren. Ich will ja nicht als Anfänger dastehen. Ich tauche und hole den Motor aus dem eiskalten Moorwasser. Der Motor ist hin, aber ich bringe alles ins Versteck, als ob nichts passiert wäre. Ich vertusche es einfach. So habe ich es immer gemacht. Nur eine kleine Lüge. Aber sie schiebt sich wie eine Wolke zwischen mich und Gott. Und ich merke es nicht. Dann fliege ich zurück nach München, zur Hochzeit meiner Schwester.

Nach der Hochzeit bleibe ich in München. Eigentlich hasse ich die Zivilisation. Ich will weg. Eine neue Möglichkeit tut sich auf: Mitarbeit in einem Trainingscamp am Nordrand der Sahara. Klingt gut.

Ich bekomme den Job und beginne zu packen. Ich reise wie immer mit leichtem Gepäck. »Andreas, nimm doch eine Bibel mit«, sagt meine Schwester zum Abschied. »Nein.« Eine Bibel gehört wirklich nicht zum leichten Gepäck! Die Lüge steht wie eine Wand zwischen mir und dem Herrn Jesus, der Hunger nach Gottes Wort und nach Gebet ist weg.

Im Camp beeindruckt mich Helmut am meisten. Wir haben gemeinsame Hobbys. In unserer Freizeit bringt mir Helmut Fechten bei und verbessert meinen Umgang mit dem Messer, das ich immer versteckt mit

mir herumtrage. Er liest viel. Helmut berichtet von dem Mut des Odysseus, der Brutalität Kongo-Müllers, der List Davids gegenüber Goliath. »Heute las ich über die Kriege der Philister in der Bibel ...« Ich unterbreche Helmut sofort. Bei dem Wort »Bibel« bricht ein Verlangen in mir auf: Ein Lichtstrahl durchbricht die Wolkenwand zwischen Gott und mir.

»Du hast eine Bibel?« »Ja, natürlich. Es ist ein sehr gutes Buch. Ich lese ab und zu darin.« »Bitte, kannst du sie mir ausleihen?«

Ich beginne, täglich darin zu lesen. Die Bibel wird mir wichtiger als meine Hanteln und mein Messer. In der Siesta sitze ich auf dem Dach. Die Sonne brennt herunter. Ich lese. »Stimme eines Rufenden in der Wüste.« Ich kann mir die Situation in der Wüste gut vorstellen. »Gott vermag aus diesen Steinen dem Abraham Kinder zu erwecken.«

Als ich darüber nachdenke, wird mir klar: Mein Herz war früher hart wie Stein, aber jetzt bin ich ein Kind Gottes mit einem veränderten Herzen. Ich komme mir hier im Camp fehl am Platz vor. Was tue ich überhaupt hier? Ich will zurück nach Kanada. Den Job gebe ich auf, und die Bibel bleibt bei Helmut.

Ich reise über München. Wieder will mir meine Schwester eine Bibel mitgeben. Wieder lehne ich ab.

Meiner Mutter geht es nicht gut. Sie hat schwere Depressionen. Trotzdem fliege ich bald nach Kanada weiter. Bevor ich eine Arbeit bei Outward Bound beginne, besuche ich Wilf und Bi. »Weißt du, was mit dem Motor am Ecksee passiert ist?«, fragt Wilf eines Tages. »Nein, was war denn damit?« Wieder lüge ich, und es macht mir fast nichts aus.

Überlebenstraining in der Wildnis

Outward Bound hat ein Camp am Lake Nipigon. Von dort aus werden verschiedene Kanu-Touren unternommen. Kursteilnehmer aus dem Süden kommen, um Abenteuer zu erleben, ihren Charakter zu bilden oder um eine Art Überlebenstraining für Laien mitzumachen.

In der Wildnis fühle ich mich wie zu Hause und ich bekomme einen Job für die Sommersaison. Wochenlang durchqueren wir das Land der Seen und Flüsse mit den Kanus. Am Ende der Tour kommen wir wieder ins Camp. Wir sitzen in der Küche zusammen und die anderen reden. John kommt herein. Sofort beginnen einige, ihn zu hänseln.

»Hallo John, wo kommst du denn her?« »Heute ist Sonntag und ...« »Sonntag? Was machst du denn am Sonntag?« »Was man halt am Sonntag so macht.

Einen Sonntagsspaziergang habe ich gemacht und Bibel gelesen ...«

Die Wolke bekommt einen Riss. Eine Bibel im Camp! »John, kannst du sie mir leihen?«, frage ich. In Johns Blockhaus bekomme ich die Bibel. Ich beginne zu lesen. Mir wird deutlich, dass ich selbst eine brauche.

Ich besorge mir eine aus der Stadt. In Deutschland habe ich eine, aber ich habe sie gestohlen. Wie so vieles, was ich besitze.

Durchs Lesen der Bibel wird mir endlich meine Situation deutlich. Die Lüge liegt auf meinem Gewissen, sie liegt wie eine Wolke zwischen mir und Gott. Ich verstehe, was zu tun ist. Da ich Jesus schon in mein Leben aufgenommen habe, muss ich jetzt zu ihm umkehren und meine Lüge vor Gott zugeben und auch Wilf um Vergebung bitten.

Ein innerer Kampf beginnt. Wenn ich zugebe, dass diese Lüge nicht entschuldbar war, dann muss ich auch alle anderen Lügen verurteilen, und ich darf auch in Zukunft nicht mehr lügen. Nach zwei Wochen bin ich bereit, mich zu ändern. Ich will mit Gott leben, nur er kann wirklichen Frieden geben. Aber Wilf? Wenn er weiß, dass ich so unzuverlässig bin und ihn angelogen habe, wird er mir nie mehr vertrauen. Das bedeutet,

dass ich mir die gemeinsame Jagd abschminken kann. Wahrscheinlich wird er so enttäuscht sein, dass er mich nie mehr sehen will. Nun muss ich mich entscheiden: Ist es mir wichtiger, mit Wilf in der Wildnis zu leben, oder will ich mit Jesus leben?

Vier Wochen lang überlege ich, bevor ich mich entscheide. Dann ist mir wichtiger, was Gott über mich denkt, als was Wilf von mir hält. Ich gebe vor Gott alles zu und schreibe Wilf einen Brief. Darin erkläre ich, was wirklich passiert ist, dass ich die Sache mehrmals abgestritten habe und dass ich annehme, dass er mir nicht mehr vertraut und nichts mehr mit mir zu tun haben will. Trotzdem gebe ich alles zu und bitte um Vergebung.

Die Wolke ist ganz weg! Das ist das Wichtigste. Am Ende der Saison weiß ich nicht, wie mein Weg weitergeht. Da kommt eine Nachricht von Wilf. Er hat meinen Brief bekommen. »Alles in Ordnung. Komm vorbei und bleib für die Pelzjagd im Winter.« Ich bin überglücklich. So bald wie möglich verlasse ich das Camp. Wilf, Bi und Britta bereiten mir einen herzlichen Empfang. Und auch der ganze Winter ist von dieser Wärme geprägt. Ich weiß, dass ich es ihnen nie zurückgeben kann, aber es macht mir nichts mehr aus. Ich bin in der Lage, Hilfe anzunehmen!

Hier bin ich ganz in meinem Element. Alle Seen sind zugefroren und wir können mit Schneeschuhen oder Schlitten überallhin. Bis ich mich an die Temperatur gewöhnt habe, friere ich erbärmlich, aber mein Herz taut immer mehr auf. Ich beginne, mir Gedanken über meine niedergeschlagene Mutter zu machen. Ich werde meiner Schwester und ihr schreiben, ihnen vom Herrn Jesus erzählen und sie vor den ganzen falschen Lehren warnen, auf die ich reingefallen bin. Auch für meine Freunde Werner und Reinhard, für Helmut und andere Bekannte beginne ich zu beten, dass sie zu Gott finden.

Einmal bin ich unvorsichtig beim Überqueren des Sees. Unter mir bricht das Eis und das schwarze Moorwasser schwappt über die Eisschollen. Mein Schlitten versinkt im See. An der Wasserstelle ist das Eis über einen Meter dick, aber hier hat die Strömung unter dem Schnee das Eis unbemerkt dünn geleckert. Immer neue Schollen brechen ab, als ich mich aus dem Wasser herausziehen will. Verzweifelt versuche ich es immer wieder.

Oft habe ich mir eingeschärft, was in solchen Situationen zu tun ist: Keine Panik, auch wenn das Eis am Rand meines Loches bricht. Ich muss versuchen, mein Gewicht beim Herausziehen auf eine möglichst große

Fläche zu verteilen. Schließlich gelingt es mir. Eigentlich müsste ich mich sofort im trockenen Schnee wälzen, damit die Nässe aus meiner Kleidung gezogen wird, bevor sie gefriert. Aber zuerst knie ich mich hin und spreche mit meinem Retter:

»Danke, Herr. Du hast mich wieder vom Tod gerettet. Ich gebe Dir mein Leben ganz. Dein Wille geschehe.« In meiner Jackentasche klappern die sicher verpackten Streichhölzer. Schnell zum Ufer und ein Feuer anzünden? Nein. Ich bin nicht zu weit weg vom Blockhaus. Ich komme dort an, bevor meine Kleidung steif gefroren ist.

Neue Herausforderungen

Durch das Lesen der Bibel verstehe ich, dass Gott die Menschen liebt. Mir waren sie bisher egal, und Abenteuer waren mir wichtig. Ich lese in der Bibel von Gemeinde und will das gerne kennenlernen. Obwohl ich in einer Kirchengemeinde aufgewachsen bin, habe ich Gott dort nicht gefunden. Die Kirche in Deutschland und die Kirche in der Bibel unterscheiden sich sehr. Kirche, so wie in der Bibel, und die Möglichkeit, Menschen zu Jesus zu führen, das will ich kennenlernen. Ich entschlief mich deshalb, nach Deutschland zurückzukehren. Jetzt, da ich weiß, dass Gott mich dort

haben will, wird es mir nicht mehr so schwerfallen, in der Zivilisation zu leben. Eigenartig, ich freue mich sogar darauf, auch auf meine Mutter.

Der Abschied von Wilf und Bi nach dem gemeinsamen Winter geht schnell und tut mir nicht weh. Uns allen ist klar: Durch den Glauben an den Herrn Jesus sind unsere Herzen eng miteinander verbunden. Wir sind sicher, dass wir uns im Himmel wiedersehen werden. Dort ist unser neues Zuhause.

In München suche ich zuerst meine Mutter auf. Ich bitte sie um Vergebung für alles, was ich ihr angetan habe. Dabei stelle ich mit großer Freude fest, dass meine Mutter, meine Schwester und auch ihr Mann inzwischen echte Christen geworden sind. Meine Mutter hilft mir, Arbeit auf einem Bauernhof in der Oberpfalz zu finden. Mit den Bauern besuche ich eine christliche Gemeinde in Regensburg, wo ich freundlich auf- und angenommen werde. Nach einem Jahr suche ich Arbeit in der Stadt. Ich will mehr unter Menschen sein. Gott liebt sie, und ich will, dass sie ihn kennenlernen.

Weil Gott mir vergeben hat, versuche ich mein Leben Schritt für Schritt so zu ordnen, wie es Gott gefällt. Ich stelle mich beim Finanzamt und zahle die hinterzogene Erbschafts- und Einkommensteuer zurück. Bei

der Krankenkasse entrichte ich die Beiträge, die ich mir durch mein Scheinstudium erschwindelt habe. Bei der BVA lasse ich die Waisenrente berechnen, die mir nicht gehört. Manchmal bin ich deshalb mit dem Geld sehr knapp, und manchmal fällt es mir schwer, ganz ehrlich damit zu sein.

Jedenfalls ist es eine spannende Herausforderung, mit dem Herrn Jesus zu leben. Ich bringe alles in Ordnung, was mir einfällt. Nach und nach entdecke ich viele Gegenstände, die ich habe, die mir aber nicht gehören. Ich beginne, sie zurückzubringen oder mit Briefen zurückzusenden. So werde ich mit einigen geklauten Schulbüchern auch meine alte Bibel los. In Briefen an die Schulleitung oder an meine früheren Vorgesetzten bei der Bundeswehr erkläre ich, wo ich das alles herhabe, und bitte um Vergebung.

Ich schreibe an einige Mädchen, die ich durch mein Verhalten sehr verletzt habe. Dabei erwähne ich auch, wie sich mein Leben durch den Herrn Jesus geändert hat. »Bitte vergib mir. Ich habe dir wehgetan. Mir tut es leid, wie ich mich dir gegenüber verhalten habe.«

Mein Patenonkel ist ein überzeugter Gegner des Christentums. Da ich ihn sehr schätze, fürchte ich, dass wir uns nicht mehr so gut verstehen werden wie früher. Er macht nur einige Andeutungen, »weil er

meinen Glauben nicht zerstören will«. Ohne sein Wissen stelle ich mich dieser Herausforderung. Aus früheren Unterhaltungen kenne ich einige der Argumente und die entsprechenden Autoren. Ist meine Beziehung zu Gott nur Einbildung?

Im Laufe der Zeit beschäftige ich mich mit den Argumenten von Albert Schweitzer, Bertrand Russell, Rudolf Bultmann und Karlheinz Deschner. Ich bin enttäuscht, wie oberflächlich manche der Argumente sind. Einige kann ich selbst beantworten, für andere finde ich befriedigende Antworten von Fachleuten, Historikern und Archäologen. Meine Beziehung zu Gott durch den Herrn Jesus beruht also doch auf historischen Tatsachen, die Bibel ist nicht voller Widersprüche.

In München beginne ich eine Lehre als Gebäudereiniger und arbeite seitdem als Fachkraft in diesem Handwerk. Es ist auch nicht so schwer, hier in der Stadt eine christliche Gemeinde zu finden, wo ich in meiner Freizeit mithelfen kann. Hier lerne ich auch jemanden kennen, der mich bittet, meine Geschichte für ein Buch aufzuschreiben. Das ist aber nicht der einzige Grund, warum du das hier liest. Gott will, dass auch du ihn kennenlernst.

WIE DUMM MUSS MAN SEIN, UM GLAUBEN ZU KÖNNEN?

WOLFGANG BÜHNE

Christen sind Menschen, die man an der Schlafmütze erkennt, die ein Brett vor dem Kopf haben und die an den völlig veralteten, naiven Vorstellungen der Bibel festhalten – das ist zumindest die gängige Meinung vieler Leute.

In diesem Zusammenhang ist es allerdings sehr erstaunlich, dass nach Jahrzehnten atheistisch-materialistischer Dominanz ein neues Zeitalter begonnen hat, in dem Religion, Okkultismus und Esoterik immer mehr begeisterte Anhänger finden. Gebildete Menschen sind plötzlich bereit, ihr rationales Denken aufzugeben, den Verstand abzuschalten und sich Vorstellungen und Praktiken zu öffnen, die man noch vor wenigen Jahren dem finstersten Mittelalter zugeordnet hätte. Die weltweite Begeisterung, mit der die »Harry Potter«-Bücher verschlungen werden, ist ein deutliches Zeichen dafür.

Die Vorstellung, dass wir als Menschen Produkte des Zufalls sind und mit dem Tod alles aus ist, hat

offensichtlich viele Fragen unbeantwortet gelassen und so öffnet man sich immer mehr spirituellen Einflüssen, Bewegungen und Gefühlen.

Nun sollte man meinen, dass in einer solch religiösen, spirituell aufgeschlossenen Zeit der Glaube an Jesus Christus einen mächtigen Aufschwung erleben würde. Aber das ist offensichtlich nicht der Fall. Auch wenn die Bibel weltweit das am meisten verbreitete Buch ist, wird sie doch nur von relativ wenigen gelesen und ernst genommen.

Obwohl sich prozentual die meisten religiösen Menschen zum Christentum bekennen, so ist die Zahl derer, die Christus wirklich vertrauen und ihr Leben entsprechend ausrichten, nicht besonders groß.

Woran liegt das?

Im Gegensatz zu allen anderen Religionen schmeichelt die Bibel der Eitelkeit des Menschen nicht, sondern »bürstet uns gegen den Strich«. Da ist nicht die Rede von einem »guten Kern« im Menschen, der entwickelt werden müsste, oder von einem »göttlichen Licht«, das durch besondere Übungen oder Meditationsformen zur Entfaltung kommen kann.

Gottes Urteil über jeden Menschen ist eindeutig und vernichtend: Er befindet sich in einer absoluten

und hoffnungslosen Boshaftigkeit, Verdorbenheit und Verlorenheit. Auch die Maske der Mitmenschlichkeit und Humanität verdeckt nur die Fratze eines stolzen, egoistischen und gottlosen Menschen, der nicht im Traum daran denkt, das erste und größte Gebot Gottes zu erfüllen: Gott zu lieben aus ganzem Herzen, mit ganzem Verstand, aus ganzer Seele und aus ganzer Kraft.

Der bekannte dänische Dichter und Philosoph Sören Kierkegaard hat das einmal sehr drastisch und deutlich auf den Punkt gebracht:

»Es gibt etwas, wovon du nicht weißt, sondern was du dir sagen lassen musst und was du glauben sollst: Du bist in Sünde empfangen, in Übertretung geboren; du bist von Geburt an ein Sünder, in der Gewalt des Teufels; falls du in diesem Zustande bleibst, ist dir die Hölle sicher. Da hat Gott in unendlicher Liebe eine Veranstaltung zu deiner Erlösung getroffen, hat seinen Sohn geboren werden, leiden und sterben lassen. Glaubst du das, dann wirst du ewig selig. Dies wird dir verkündigt, diese frohe Botschaft!«

Diese »frohe Botschaft« ist also zunächst einmal ein schockierendes, vernichtendes Urteil über die Qualität unserer Moral, welches wir zu schlucken haben. Und dann zeigt uns die Bibel, wer Gott ist und was Gott getan hat, um uns begnadigen und erlösen

zu können. Und wer sich das von Gott sagen lässt und ihm glaubt, der wird eine erstaunliche Veränderung in seinem Denken und Leben feststellen.

Ein klassisches Beispiel für diesen Tatbestand ist ein berühmter Weltherrscher aus dem 6. Jahrhundert vor Christus. Seine Residenz war die gewaltige Stadt Babel mit den »Hängenden Gärten« und der berühmten »Medischen Mauer«, welche diese Stadt so gut wie uneinnehmbar machte. Sein Name: Nebukadnezar.²

Dieser mächtige König sah eines Tages voller Stolz von seinem Palast aus auf seine genialen und großartigen Bauwerke und rief begeistert und berauscht von der eigenen Größe aus:

»Ist das nicht das große Babel, das ich durch die Stärke meiner Macht und zur Ehre meiner Herrlichkeit zum königlichen Wohnsitz erbaut habe?«

Er hatte diesen Satz kaum zu Ende gebracht, als er plötzlich wahnsinnig wurde. Als Folge davon wurde er von den Menschen ausgestoßen und lebte wie ein Tier. Sieben Jahre lang hielt dieser Zustand geistiger Verwirrung an, bis nach Nebukadnezars eigenen Worten Folgendes geschah:

² Vielleicht dem einen oder anderen Leser unter dem Namen »Nabucco« aus Verdis gleichnamiger Oper bekannt.

»Und am Ende der Tage erhob ich, Nebukadnezar, meine Augen zum Himmel, und mein Verstand kehrte zu mir zurück. Und ich pries den Höchsten, und ich rühmte und verherrlichte den ewig Lebenden, dessen Herrschaft eine ewige Herrschaft ist und dessen Reich von Geschlecht zu Geschlecht währt.«

In dem Moment, wo dieser ehemals mächtige, aber wahnsinnige Weltbeherrscher – der wie ein Tier lebte – seine Augen zum Himmel erhob und sich dessen bewusst wurde, dass er Geschöpf eines Schöpfers war, gab er in einer demütigen Haltung Gott die Ehre und begann wieder vernünftig zu denken.

Diese erstaunliche Geschichte macht deutlich: Immer dann, wenn der Mensch sich selbst zum Maß aller Dinge macht und seinen Schöpfer ignoriert, verliert er über kurz oder lang den Verstand, degradiert zum Tier und ist in der Lage, die unglaublichsten Theorien für Wahrheit zu halten.

Und wo ein Mensch – egal, in welcher hoffnungsloser Situation er sich auch befindet – seinen Blick zu Gott erhebt und sich selbst als ein von Gott abhängiges Geschöpf erkennt, bekommt er einen klaren Kopf und wird vernünftig in seinem Denken und Leben.

C. H. Spurgeon, einer der bekanntesten Prediger des 19. Jahrhunderts, hat den biblischen Glauben einmal treffend definiert:

»Glaube an Gott ist geheiligter Menschenverstand ... Glauben heißt: Gott zum größten Faktor in unseren Überlegungen zu machen und dann nach der gesündesten Logik zu handeln.«

Ist es nicht vernünftiger zu glauben, dass unsere komplizierte und wunderbar geordnete Schöpfung sowohl als Mikrokosmos wie auch als Makrokosmos von einem genialen, unbegreiflichen Schöpfer entworfen und geschaffen wurde – als an die »Götter« Evolution, Zufall, oder wie sie sonst noch heißen mögen, zu glauben?

Ist es nicht vernünftig, dann auch den logischen Schluss zu ziehen: Wenn es einen Schöpfer gibt, dann sind menschliche Gottesvorstellungen unsinnig, dann können wir Gott niemals begreifen, sondern sind darauf angewiesen, dass Gott sich auf unser Niveau begeben, um sich uns zu offenbaren.

Und Gott hat sich offenbart – in Jesus Christus, seinem Sohn, hat er seine Liebe, Heiligkeit und Gerechtigkeit unübersehbar gezeigt – das wird an keiner Stelle deutlicher als zu dem Zeitpunkt, wo die Menschen das Todesurteil über den Sohn Gottes ausgesprochen

haben. Wo man ihn hasserfüllt an das Kreuz auf Golgatha schlug, wo aber auch Gott das Todesurteil über seinen Sohn aussprach und vollzog, weil Jesus Christus an diesem Kreuz nicht nur den Hass der Menschen erlitt, sondern aus Liebe zu uns den gerechten Zorn Gottes über unsere Gottlosigkeit und Sünde auf sich genommen und dort stellvertretend unsere Schuld bezahlt hat.

In der Bibel finden wir Gottes Antworten auf unsere Fragen nach dem Warum, Woher und Wohin. Dort lernen wir, dass unser kurzes Leben auf der Erde nicht mit dem Tod endet, sondern seine ewige Fortsetzung in der Herrlichkeit der Gegenwart Gottes oder aber in der ewigen Verdammnis findet. Entscheidend dafür ist, ob wir in unserem Leben Jesus Christus als unseren Herrn und Erlöser annehmen und unser Leben unter seine Führung stellen – oder nicht.

Es wird Zeit, über Tod und Leben, Vergänglichkeit und Ewigkeit, vor allem aber über Gott selbst nachzudenken und die Bibel, sein »Testament«, das Vermächtnis des Schöpfers an uns Menschen, zu lesen. Gott hat versprochen, sich von jedem finden und erkennen zu lassen, der ihn aufrichtig sucht – und dann hat »nicht nur der Tod die Antwort auf das Leben«.



clv

Wolfgang Bühne

Wenn Gott wirklich wäre ...

ISBN 978-3-86699-409-6

Ein Buch mit vielen Beispielen, Zitaten und aktuellen Bezügen aus dem Lebensalltag. Der Autor macht deutlich, dass die Tatsache der Existenz Gottes vernünftige und einleuchtende Antworten auf die tiefsten Fragen unseres Lebens gibt.

Denn wenn Gott wirklich wäre, »... dann hat Sünde nicht nur etwas mit Flensburg zu tun«, »... dann ist das Kreuz mehr als ein Modeschmuck«, »... dann ist Gnade kein Ausverkaufartikel der Kirche«. So heißen einige der Kapitel, in denen die zentralen Themen des Evangeliums leicht verständlich und in zeitgemäßer Sprache dargestellt werden.

Weitere hilfreiche Literatur finden Sie unter:

www.clv.de/Evangelistisches/